

Arnold Schneider

Neue Märchen aus alter Zeit : neun Erzählungen aus der Geschichte Mecklenburgs

Plau: Parchim: Verlag von Louis Hancke: Druck von Hermann Freise, 1913

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1919902201>

Druck Freier  Zugang



153

1915/16.



entsäuert

20. 07. 01

221.

Pflicht

Mkl - Bestand

32711.

Meckel d.
153





32711

Neue Märchen aus alter Zeit

Neun Erzählungen aus der
Geschichte Mecklenburgs



Arnold Schneider



Neue Märchen aus alter Zeit

Neun Erzählungen aus der
Geschichte Mecklenburgs

von

Arnold Schneider



Plan 1913

Verlag von Louis Händel.

Druck von Hermann Freise, Barchin.

Inhalt.

	Seite
Der letzte Zuruß-Fährmann	5
Der Meister von Eldenburg	9
Malchows Gertraudenlinde	13
Die Köbelsche Flut	17
Das Neustädter Erz	22
Bieting und Templer	32
Der Pustekower Klausner	53
Das Glück vom Jörnberg	60
Die Goldberger Kirchhofs-Linde	71

Der letzte Zurnfs-Fährmann.

Die alte Geschichte. Schön-Irmingard lag in ihrer Kemenate und gab sich schier der Verzweiflung hin. König Thore vertrank in süßem Meth seinen Zorn über die Weigerung seiner Tochter, dem Prinzen Ruland als Ehegemahlin zu folgen. Der stolze Freier tat dem Alten beim Trinken Bescheid und dachte: ich kann warten.

Aber unten im Hof am Brunnen stand einer, der dachte anders, der durfte keinen Augenblick länger säumen, wenn er sein Leben, seine Liebe, sein Alles retten wollte. Noch wußte der harte König nicht, warum Schön-Irmingard die Hand des fremden reichen Königssohnes ausschlug, das wußte nur Jörgen, der Pferdeknecht.

Beim nächsten Sonnenaufgang freilich schrie König Thore es in alle Welt und verhiess goldenen Lohn dem, der ihm seine Tochter und das Haupt des Entführers zurückbrächte.

Und die wilde Hehjagd begann.

Mühsam, mit fliegenden Flanken suchten die beiden Pferde den Weg durch den morastigen Wald.

Die Verfolger waren zurückgeblieben, hatten vielleicht die Spur der Flüchtlinge verloren; jeder Augenblick konnte indessen die Gefahr wieder näher bringen.

Endlich drang durch das einförmige Summen des niederrauschenden Regens, durch das Nschzen und Stöhnen der vom Sturm gepeitschten Bäume das donnernde Rollen des Sees. — Nun rasch zum Fährmann! Wenn das Paar erst auf dem Wasser trieb, war es in Sicherheit.

Der Alte mit den weißen Haaren und den blizenden Augen schüttelte das Haupt: „Nein, nein, bei dem Wetter? — Unmöglich!“ Dabei blieb er. „Seht, wie die Fähre am Strick zerrt, ich muß sie noch fester heranziehen, sonst wird sie mir fortgespült.“

Da reichte das Mädchen ihm einen kostbaren Ring und sagte mit flehenden Augen: „Vielleicht findet Ihr morgen die Fähre drüben, vielleicht wird sie irgendwo anders ans Land gespült — dann nehmt dies als Ersatz und denkt, sie ist losgerissen!“

Ehe der vom Glanz des Schmuckes geblendete Alte antworten konnte, stürmten die beiden davon.

Schon stießen sie vom Lande, jetzt — jetzt hatten sie das offene Wasser der schmalen Fahrwinne gewonnen. Mit übermenschlichen Kräften, wie nur die Furcht und die Liebe sie gewähren, ruderten Jörgen und Irmingard vorwärts — durch

die anstürmenden Wogen hindurch — siegreich an's andere Ufer.

Der gewaltigen Anstrengung folgte völlige Erschlaffung, willenlos sanken die beiden Getreuen unter einem Baume nieder.

Plötzlich sprang das Königskind auf, die zornige Stimme seines Vaters überbrüllte den Sturm.

Drüben am andern Ufer hielt auf schnaubendem Roß König Thore, umringt von Mannen und Knechten. Vor ihm kniete der Fährmann und bat um sein Leben. Vergeblich, — der zürnende Herr schlug ihm mit eigener Hand das graue Haupt ab.

Grell durchfurchte ein Blitz, den ein gewaltiger Donner begleitete, die Luft.

Für einen Augenblick waren die Flüchtlinge den Verfolgern sichtbar geworden. Mit einem furchtbaren Fluch trieb Thore sein Pferd in die Flut, zugleich den Wurfspeer vorschleudernd. Die Mannen schickten sich an, dem König zu folgen.

Dem tapferen Ruderer hielt eine wohlthätige Ohnmacht die Augen verschlossen, seine Gefährtin aber betete inbrünstig um Errettung.

Blitze zuckten, Donner rollten, Wogen türmten sich berghoch auf — — die weit in den See hineinragende Landzunge war verschwunden. Die tobende Brandung hatte alles hinunter gerissen; die beiden, bisher dem „Gal äwer“ so leicht erreichbaren Ufer waren plötzlich durch den breiten See

weit von einander geschieden. Land und Hütte,
Rosse und Reiter waren von wütenden Vogen
verschlungen.

Der Eichbaum aber, unter dem Irmingard
und Sorgen ihre wunderbare Errettung erlebten,
stand noch lange Jahre einsam und mahnend am
„Zuruf“ des Blauer Sees.

Der Meister von Eldenburg.

So engbrüstig wie heute zog die Elde nicht immer an der Eldenburg vorbei, ehemals war sie dort noch die freie, hochbusige Jungfrau. Die Wellen kosteten sich lächelnd bis dicht an den Fuß des Berges hinan, und die hohen Buchen spiegelten sich im Wasser. Das Rauschen der Bäume vermählte sich mit dem Raunen der Wogen zu einem einzigen Harmonieklang der ewigschönen Natur.

„Sieh, Ottar, was ist wohl schöner, als dies unser Land?“ — — „Du selbst, Helge, Du, Du!“

Und die beiden jugendstolzen Gestalten freuten sich innig umschlungen, der Schönheit, der Jugend, der Liebe. — Endlich rissen sie sich los von den süßen Träumen und kehrten zur Arbeit, die sie der Wirklichkeit schuldeten, zurück. Ottar füllte am Ufer die weitbauchigen, mit zierlichen Strichen geschmückten Tonkrüge und reichte sie dann dem Mädchen, während er selbst eine flache Schale ergriff, in der eine große Zahl kleiner Feuerstein splitter lag, die er im Flusse von Staub und Schlacken gesäubert hatte.

Gemeinsam erklimmen sie den Berg zu den am Rande der Kuppe in das Erdreich hineingebauten Wohnungen. Hinter dem Stamme einer mächtigen Buche hervor trat ihnen plötzlich Raumar, Helges Vater, entgegen.

„Wo weilet ihr Tagesdiebe so lange?“

„Unten am Wasser“, erwiderte Ottar, „ich habe die Splitter gewaschen, die ich zurück behielt, als ich die neuen Keile aus dem Feuerstein schlug“.

„Und Helge?“

„Helge schaute mir zu und freute sich an der schönen Natur“.

„Was? Schöne Natur?!“ schrie der zornige Alte, und die herniederfaulende Hand mit dem scharfen runden Steinmesser hätte das Mädchen getroffen, wenn der Jüngling den Streich nicht aufgefangen. Des blutenden Armes nicht achtend trat er aufrecht dem Alten entgegen.

„Genug! Nie wieder sollst Du die Helge schlagen! Ich begehre sie von Dir zum Weib.“

„Du“? rief der Vater mit höhnischem Lachen, „verwegener Knabe, Du rasest! Für Dich, den elenden Bettler, hätte ich den großen Schatz reicher Gefäße, Urnen und Krüge, Becher und Schalen, die schönen Alexte aus Knochen und Stein, die Messer und Klingen, die Meißel und Keile gemacht und gesammelt, die mir im ganzen Stamm den Namen „der Reiche“ verschaffen? Geh, freu Dich der schönen Natur, wie Du schwärmst, und die ich

verachte. Hier gilt allein, was der Mensch mit der Kraft seiner Hände erschafft! — Und höre, noch eins: Auch wenn Du mir hundert glattkantige Speerspiizen bötest für Helge, mein Kind, — Du erhieltest sie nie!"

Mit rauhem Griff packte der Alte das Mädchen und zog es hinweg. Einen Augenblick noch stand Ottar sinnend unter dem Baum, dann zertrat er die vor ihm stehende Schale und rief:

"So sende Dir Donar der Herr des Gewitters die hundert vernichtenden Spiizen seines lohdernden Speers! Vergehen, verwehen soll alles, worauf Du so stolz. Nach Jahrtausenden sollen die Trümmer Deines gewesenen Reichthums ein neues Menschengeschlecht an Dein Ende gemahnen. Schaffen soll Hand und Geist anderer Menschen an dieser Stätte im Wettkampf mit der Natur. Aber sie selbst, die göttliche, die Du verhöhnst, soll Siegerin bleiben in ewiger Schönheit, und ein dankbares Geschlecht soll dem Raunen des Wassers, dem Rauschen der Buchen hier lauschen!"

Nach sieben Nächten, als das Wasser Ottars Leiche der Erde zurückgab, war Helge die erste, die den schmerzlichst Gesuchten fand. Als dann später Rannar hinzukam, waren die beiden Liebenden schon im Tode vereint. Helges Rechte hielt noch die Pfeilspitze umklammert, die sie selbst sich ins Herz getrieben, ihre Linke hielt den Nacken Ottars umschlungen.

Die Wellen sangen ein seltsam Lied, die
Buchen rauschten geheimnisvoll. Raunar saß Tag
für Tag ohne die sonst so fleißigen Hände zu
regen, am Ufer. Die Stammesgenossen zogen
davon, getrieben von Grauen vor dem unheim-
lichen Alten. Seine Hütte verfiel. Endlich ist
auch er dem Locken der Wogen gefolgt — Ottar
hat Recht behalten.

Malchows Gertraudenlinde.

Sehe war sie, das war klar. Man hätte ihr auch gar zu gern den Prozeß gemacht, aber niemand traute sich, mit ihr anzufangen, man konnte nicht wissen, welchen Schabernack, welcher Unheil sie einem zufügen würde. Aber sie erschrecken, necken — das machte Spaß und würde niemandem Schaden bringen. Die vier jungen Patriziersöhne hatten den Abend zusammen verlebt. Die Gemüther waren erhitzt. Keiner dachte an den Heimweg. „Was beginnen wir nun?“ fragte Henning Elers. Dietrich Düsterwald erwiderte: „Wir trommeln der alten Gertraud einen schönen Marsch auf ihre Bude!“ Der Vorschlag fand Beifall und die kleine Schar zog durch die schweigende Nacht in die Gärten hinaus. Auf dem Berge, dicht bei der hohen Linde stand die alte Hütte. Als die Alte den nächtlichen Besuch herannahen gewahrte, verließ sie ihren Lieblingsplatz unter dem Baume und schritt auf ihr Häuschen zu. Plötzlich blieb sie stehen, an ihr Ohr waren die Worte geklungen: „Düsterwald, Du läuffst ja, als wäre die alte

Gertraud dein herzaufiger Schatz!" Gelächter folgte. Das geschmähete Weib strich sich langsam mit der Rechten über die Augen, dann lachte auch sie, aber es klang wie der Ton einer gesprungenen Glocke. Als die jungen Leute auf der Höhe anlangten, war der Platz leer und die Hütte geschlossen. In gleichmäßigem Takt begannen die übermütigen Friedensbrecher mit Fäusten und Knüppeln gegen die morsche Bretterwand zu schlagen. Während einer Pause erscholl plötzlich aus dem Innern eine dumpfe Stimme: „Lustig, Lustig, wir leben im Paradies! — Dösterwald, ewig?!“ — und zum Schlusse ein unheimliches, Mark und Bein durchdringendes Lachen. Entsetzt stürmten die Helden davon, voran, wie von Furien geheht, der von der Alten mit Namen Gerufene. Atemlos kam er im „Dösterwaldshof“ an und traf sogleich den Vater, der eben einige gute Freunde, die ihm am Abend Gesellschaft geleistet, zur Thür begleitet hatte. Der stattliche Greis merkte die Aufregung seines Sohnes schon bei der Begrüßung und ließ mit seinen Fragen nicht eher nach, als bis Dietrich begann, dem Vater das Erlebnis mitzuteilen. Balthasar Dösterwald war nie ein Spielverderber gewesen und wars auch in seinen alten Tagen nicht geworden. Also der Junge wußte, daß er einen milden Richter finden würde und hub an: Mit drei Freunden habe er einen vergnügten Abend hingebracht, zum Schlusse seien sie zur Gertraudenlinde gegangen, und bei der alten Heye seien die

unholden Weiber drüben vom Weiberberg eingekehrt gewesen. Gesehen habe er sie nicht, aber wen sollte die Alte sonst wohl zum Lustigsein aufgefordert haben?

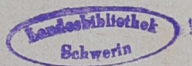
Als er die alte Hege erwähnte, wandte Balthasar Düsterwald sich ab und blickte starr in die Nacht hinaus. Der Sohn erzählte weiter, und der Vater sah greifbar ein Bild vor sich, ein Bild aus längst vergangenen Zeiten: wie er selbst ein schönes, junges Weib angefleht, ihm das Höchste zu geben, was ein Mädchen geben kann; wie er ihre Bedenken niedergeschlagen: Lustig, Lustig, wir leben im Paradies! Wie sie zweisehend gefragt: Düsterwald ewig? Wie er ihr mit heiligen Eiden geschworen: Ewig, Gertraude, bei Gott dem Allmächtigen, ewig.

Reuchender Atem durchzitterte seine Brust, kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn.

Dietrich forschte leise bittend nach dem Urteil. — „Vater?“ Da durchzuckte ein Schlag den aufrechten Alten, die Hände griffen krampfhaft in die Luft, röchelnd sank er zurück; kaum rasch genug konnte der Sohn hinzueilen — um die Leiche aufzufangen.

Rauschend und ächzend ging es durch die breite Linde; wie ein trüber Nebelschleier senkte es sich in ihre Zweige und Blätter hernieder.

Die „alte Hege“ stand in der Tür ihrer Hütte und schaute, wehmütig nickend, in das wogende



grüne Blättermeer, ihre Lippen flüsterten leise:
„Nun halt ich dich ewig, Düsterwald, ewig.“

Und noch heute rauscht es in geheimnis-
vollen Nächten durch die alte Gertraudenlinde,
wie das Klagen der Seele, die ihre Ruhe verlor
ewig — ewig.

Die Rübelsche Flut.

Von alten Geschichtsschreibern wissen wir, wie die Müriz entstanden ist, oder wenigstens entstanden sein soll. So hab ich mal gelesen:

„An der Stelle, wo jetzt der eine große See ist, lagen im grauen Altertum große Wälder, reiche Felder, viele Dörfer und auch mehrere kleinere Seen. Drüben im Naderant lag ein uralter heiliger Wald, in dem der furchtbare Gott Radegast wohnen sollte. Eines Tages kamen aber Holzhauer dorthin, und schlugen mit ihren Aexten die schönsten und stärksten Bäume nieder. Da ward Radegast böse und sandte eine Sündflut, die das ganze Land überspülte und so entstand die Müriz.“

Ja, so war's. Das ging aber nicht so einfach und ruhig ab, wie es die trockenen Sätze besagen; das war eine Flut, ein Sturm, als ob die Welt untergehen sollte. Alles wurde von den sprudelnden Wassern hinweggerissen. Vor nichts machte die Flut halt, nicht vor den schmiegsamen Weiden und Birken, nicht vor dem hohen Hügel, nicht vor dem

mächtigen Felsblock. Alles riß sie hinweg, das Vieh auf der Weide, den Menschen auf dem Felde. Nichts verschonte sie. Das Wasser drang in die Hütten und Höfe. Krachend brach alles zusammen, was fleißige Menschen in langen Jahren erbaut. Wie gierige Tiere nagten die Wellen an diesem und jenem, an allem. — Voll Entsetzen flüchtet der Mann, nachdem er in eiliger Hast das Liebste, das Beste zusammengerafft, während sein Weib die Kinder vor lechzenden Wellen zu bergen versucht. Aber der alte, gebrechliche Greis müht sich vergebens, das Leben zu retten, und den Kindern versagt gar bald die Kraft; von der verzweifelnden Mutter innig umschlungen, verschlingt auch sie das gewaltige, wogende Grab, und des Mannes Kräfte, von all den Lieben getrennt, erlahmen; willenlos gibt er den Wogen sich preis.

Ein Dorf nach dem andern verschwindet; Hunderte, Tausende fordert der Tod. Und nirgends ein Damm, nirgends Rettung vor dem heraufbeschworenen Unheil. Angst und Entsetzen packt jedes, auch das mutigste Herz. Verzweifelt tobt Rachner, der Herrscher des Landes und fordert von Tobelt, dem Priester des Radegast, Rettung und Hilfe. Der aber lacht: „Du hast es geduldet, daß freche Hände den heiligen Hain verlegt, nun trage die Folgen!“

„Tobelt, gibt es kein Glück mehr? Nimmermehr Gnade und Rettung?“

„Doch, unter einer Bedingung!“

„Kenne sie! Welche es sei, ich will sie erfüllen!“

„Wenn Du es kannst! Doch Dir selber ist es versagt. Wenn das glücklichste Weib sich zum Opfer bringt, dann steht der Sturm, dann ruht das Meer.“

Höhnisch blickt er auf Gerda, die in zitternder Angst sich an Rautobald schmiegt, Rachners Sohn, dem sie seit sieben Tagen vermählt. Denn der Priester haßt das Weib aus der Fremde, das den Platz sich erobert, den er der eigenen Tochter gewünscht.

Aber das junge Weib hat den falschen Heuchler erkannt, und weiß, warum er ihr selber den Untergang wünscht. Stolz reckt sich die schöne Gestalt. Nur noch die Rechte mit der des Gemahls treulich verschlungen, tritt sie dem Feinde entgegen:

„Tobelt, sage doch gerade heraus, daß Du mich nur forderst, mich nur allein. Gut traf mich Dein Spruch, denn wahrlich, das glücklichste Weib, das bin ich!“

Liebend legt sie den Arm um den Gatten, der sie entsetzt nun umklammert, sie vor dem Priester zu schützen. — König Rachner blickt düster aufstobende Meer. Er sieht keine Rettung. — Der Diener des Radegast wartet in Schweigen, was in Rautobald siegen wird: Die Liebe zum Weibe, die Furcht vor der Schande oder — —. Da ruft

2*

der Jüngling mit jubelnder Stimme: „Wohlan, so sterben wir beide! Vater, leb wohl! Gerda, mein Weib, komm in den Tod!“ Die aber erwidert mit blizenden Augen: „Nein, mein Gemahl mein Glück Du, mein höchstes, mein All! Ich gehe allein und fordere von Dir, daß Du bleibst, daß Du lebst und für ewige Zeiten die Stätte, da mich die Flut verschlingt, dem Dienste des Gottes der Christen weihest. Denn wisse, teuflischer Priester, ihn habe ich lieben gelernt, ihm will ich dienen! Er nur allein soll mein Leben als Opfer empfangen; er nehm es in Gnaden entgegen; er, der große Jehova, zeige dem armen Radegast, Eurem Gözen, seine im Wunder geborene Allmacht!“

Schon eilt sie hinweg. Wie erstarrt sieht Rautobald noch ihr weißes Gewand, ihre goldenen Flechten entschweben. Und nun — nun ist es geschehen!

— — Quer vom Reiderank her jagen in unendlicher Breite die Wogen, und schießen, wie auseinander gespreizte Finger, ins Land hinein, in die einzelnen Schluchten und Häfen. Und die Binnenmüritz tobt und brandet, und will mit gewaltiger Wut sich weit, weit nach Westen und Süden noch dehnen, — da empfängt sie das schwache Weib mit dem starken Herzen.

Donnernd rollen die Wogen zurück, fauchend staut sich der Strom. Der niedrige Strand wächst plötzlich in mächtiger Wucht höher und höher hinauf, und türmt sich zum Berge, der rings als

schirmender Damm für ewige Zeiten dem See
Einhalt gebietet.

Höher empor wächst aus der sinkenden Flut
der Altar, auf dem sich Gerda geopfert, der
liebliche Hügel, auf dem sich noch heute die
Kirche Sanctae Mariae erhebt.

Das Neustädter Erz.

Henning hielt inne. Aller Wille wich aus dem in jugendschöner Kraft prangenden Leib, aus dem erschrocken geöffneten Munde im Seufzer entfliehend, — alles Leben strebte aus den ängstlich weit aufgerissenen Augen hinaus, — dem vorüberflirrenden Reiterzuge nach. Der wuchtige Hammer sank, den gewohnten Meister überwindend, schlaff am Ambos nieder. Die harte Hand hastete um den Hals, als sei das Hemd, welches schon die kräftige Brust offenbarte, noch immer nicht weit genug geöffnet. Die Erstarrung wich der Ermattung.

Da zog sie vorüber: die Gefährtin seiner Spiele, die Königin seiner Träume, die Gräfin Richardis. — Die Spiele vorbei, die Träume, umsonst, — nur die Gräfin geblieben. Wenige Jahre, die sie fern von der väterlichen Burg Neustadt zugebracht hatte, schienen die alte schöne Kinderzeit aus ihrem Gedächtnis getilgt zu haben.

Der junge Schmied schritt ins Freie. Unverwandt schaute er nach der stolzen, von den fremden Herren umschwärmten Reiterin, die für den einstigen

Freund keinen Blick mehr fand. Anarrend schloß sich das Burgtor. Der Zug entchwand in der Ferne.

Da trat Mechthild, des ältern Bruders Weib, neben den Sinnenden hin: „Weißt Du noch Henning, wie wir zusammen gespielt mit der Richardis?“

„Ich weiß!“ kam es keuchend über die Lippen des Schwagers.

Die junge Frau erschrak vor dem ihr jählings zugewandten Antlitz: „Henning!“

„Oh, ich weiß es! — Wissen? Ich lebe es! lebe es noch heute wie damals. Immer wieder erfanden wir neue Spiele, nur das eine blieb immer wieder das alte: sie war die Königin und ich ihr Ritter.“

„Ja, Henning, so war's. Von uns andern wolltest Du nie viel wissen!“

Zwei Kinder unterbrachen das Gespräch. Sie hingen sich an Rock, Arm, Nacken und Hals der Mutter, und machten ihr das Weiterprechen fast unmöglich, nur mühsam brachte sie ein liebevoll-zürnendes: „Jungs, Ihr zerreißt mich ja!“ heraus.

Als sie sich aus den Umschlingungen gelöst, stand der Schwager schon wieder am Ambos.

Aber nun erscholl des Gatten Stimme: „Klaus! Otto! hierher!“ Die Knaben eilten heran und drängten sich zur linken und rechten des Vaters an den schwarzen, schweren Block, der die Stelle eines Arbeitstisches vertrat. Aus der schmutzigen

Platte leuchtete eine kleine Fläche hervor, die, rein von Rost und Ruß, glatt und klar wie ein Spiegel glänzte. Behutsam überschüttete der Schmied diese Ebene aus einem irdenen Topf mit Wasser. Dann vertauschte er dies Geschirr mit einem kleinen Tiegel, und schritt an das Herdfeuer. Neugierig hingen die Blicke der Kinder an den Bewegungen des Vaters, aber gehorsam warteten sie am Block seine Rückkehr ab, denn es war ihnen verboten, sich dem Feuer zu nähern.

„Henning, kannst Du mir helfen?“ fragte Berthold den jüngeren Bruder. Statt einer Antwort trat dieser herzu, hinter den Herd, und brachte mit einem eisernen Haken den großen Grapen vom Feuer fort dem Bruder entgegen. Aus dem brodelnden Brei schöpfte der mit dem Tiegel, nachdem er mit dessen Boden Schaum und Schmutz beiseite geschoben. Henning rückte den Grapen wieder an seinen Ort. Berthold kehrte zu den Kindern zurück.

Klaus und Otto lugten mit vorgereckten Hälsen nach den, nun von des Vaters abwägender Hand nach einander aus dem Tiegel entlassenen Tropfen, die sich zischend im Wasser zu Kugeln verhärteten. Das Wasser begann zu verdampfen, die Platte wärmer zu werden. Die Verhärtung des Metalls verzögerte sich. Nun holte der Meister einen kleinen Hammer herbei und hub an, die Tropfen, wenn sie kaum den Block berührt, zu bearbeiten. Er goß größere Mengen des flüssigen Eisens auf die

Fläche, hämmerte daraus runde und längliche Platten, zwang es in Stifte und mancherlei Gestalten. Die zuerst gegossenen Kugeln bekamen die Knaben als Geschenk, das Uebrige nahm der Schmied sorgsam in Verwahrung.

„Noch mehr! Mach noch mehr!“ bettelte Klaus, und Otto bat: „Vater, erzähl mir doch, wie Du das machst!“

„Später, mein Junge, wenn Du größer bist, sollst Du es auch lernen.“ Dabei streichelte er das Blondhaar seines Ältesten, ohne des Rußes zu achten, der an seiner Hand haftete. Einen Augenblick schaute er träumerisch auf seinen Sohn, dann sagte er ernst: „Du sollst noch viel mehr lernen, als Dein Vater! Weit und breit liegt in der Erde das schöne Erz. Gott hat's dahin gelegt, damit es den Menschen diene. Wir sollen es suchen und fördern, es säubern von Schlacken und Schmutz, es bilden und formen in allerlei Art und Gestalt, daß es diene dem Menschengeschlecht nach dem Willen des Schöpfers. Ach, wie weit bin ich da noch zurück! Ich lasse Dir viel noch zu lernen, mein Liebling!“ Wieder strich die Rechte freundlich über das Haupt des Kindes. Dann nahm der eifrige Mann die unterbrochene Arbeit wieder auf.

Gegen Abend kehrte Gräfin Richardis mit ihren Gästen von der Jagd zurück. Vor der Burg, bei der Schmiede hielt der Zug an. Berthold trat heraus und begrüßte ehrerbietig die Tochter des Burgherrn.

„Grüß Gott, Meister Berthold!“ erwiderte sie und fuhr dann fort: „Mein Ohm, Graf Nikolaus von Schwerin, hat Arbeit für Euch. Sein Rappe hat ein Eisen verloren.“

Ein Bube führte das hinkende Pferd herbei. Ein stolz und finster dreinschauender Ritter drängte den Gaul, der ihm als Ersatz für das eigene edle, prächtig gezäumte Roß diente, dicht an den Schmied heran: „Aber mach Deine Sache gut! Gräfin Richardis sagt, Du verstündest Dein Handwerk.“

„Kein Ursach!“ gab Berthold unwillig zurück.

Beschwichtigend griff die Dame ein: „Der wird's besser machen als Deiner, dafür bürg ich.“

Graf Nikolaus biß sich auf die Lippe und schwieg. Der Schmied beugte sich nieder über den kranken Huf, damit zugleich seine Freude ob der Abfertigung des Ritters verbergend.

„Bring das Tier nachher auf die Burg!“ rief dieser als Abschiedsgruß noch dem Handwerker zu, dann drängte er sein Pferd neben das des Burgfräuleins, diese damit vom Schmied fort, zum Weiterritt zwingend.

Der Zug war bereits vom Turm aus bemerkt. Das Tor öffnete sich und entzog die Gesellschaft rasch den Blicken der Brüder, die der herrlichen Frauenerscheinung mit verschiedenen Gefühlen nachschauten. Berthold mit zufrieden strahlenden Augen: der Gräfin Freundlichkeit setzte den Hochmut des Grafen in den Schatten — Henning mit zornig zusammen gezogenen Brauen: die stolze Er-

scheinung des Ritters verdunkelte der Richardis Teilnahmslosigkeit an dem einstigen Freund zu finsterner Nacht.

Am nächsten Morgen hielt der Reiterzug wieder vor der Schmiede. Der Graf von Schwerin ließ den beschlagenen Rappen tanzen und steigen, daß es schwer war zu entscheiden, ob man mehr die schön gepaarte Stärke und Gewandtheit des edel gebauten Rosses oder die sichere Kunst des Reiters bewundern sollte. Fast fröhlich rief dieser hinab: „Du hast Deine Sache gut gemacht Schmied. Die Gräfin hat recht gehabt!“ Er sah sich nach ihr um. Da hielt sie, ganz dicht unter dem Vordach, und reichte Mechthild die Hand, die alte Gespielin freundlich begrüßend: „Mechthild, wie geht Dir's? — Und wo ist denn Henning?“ fragte sie plötzlich, die Blicke forschend in die dunkle Werkstatt sendend.

Inzwischen begann nun auch der Ritter ein Gespräch mit dem Meister: „Ich geb's zu, Du verstehst Dein Handwerk besser als mein Hufschmied. Und dann noch eins: Dein Eisen ist besser als meins. Woher kommt das?“

„Hier gibt's viel Erz, Herr, wir verarbeiten es selbst.“

„Wenn auch! Das Erz allein tut's doch nicht. Man muß sein Handwerk verstehen. Du verstehst Deins. Ich will Dir was sagen: Komm mit mir nach Schwerin! Es sind schwere Zeiten. Einen Mann wie Dich kann ich da brauchen.“

Er wartete auf Antwort, aber dem Angeredeten raubte die Ueberraschung noch die Sprache.

„Nun, Schmied, wie ist's?“

„Nein, Herr, ich kann nicht. Ich hab Weib und Kind.“

„Die nimmst Du natürlich mit Dir!“

„Und mein gnädiger Herr, der Herr Graf —?“

„Mit dem werd ich's schon machen!“

„Herr, hier ist meine Heimat, mein Vaterhaus —“

„Ans Vaterhaus, Schmied, klammert sich nur der Kleinling und Schwächling. Ein Mann wie Du gehört in die Weite, in die Welt! Da kann er schaffen und arbeiten, da gibt es Aufgaben, um die zu mühen es sich lohnt, — aber hier —?“

„Hier? Herr hier wurzel ich fest vom Vater und Ahn her, hier hab ich mein hartes, mein herrliches Brot, hier finde ich Arbeit in Hüll und in Füll, und was mir Menschen nicht schaffen, schafft mir der Schöpfer im Himmel, der mich heischt, die Schätze zu schürfen, die er der Erde vertraut, — nachschöpfend sein Werk zu beenden!“
Hastig ergriff er mit jeder Hand einen Knaben, trat näher heran an den gräflichen Werber und fuhr fort mit erhobener Stimme: „Hier halt ich das Pfand, das der gütige Gott mir gegeben: Weit weg noch zeigt sich das Ziel, und ich selbst werd es nimmer ersiegen, aber Geschlecht auf Geschlecht soll weiter hier schürfen und forschen! Was der Vater nicht mehr vermag, der Sohn soll

es suchen, und wenn es dem Enkel dann noch nicht gelingt, erziehe zukünftige Zeit ein neues Geschlecht, das in Arbeit und Ernst, in lernendem Streben hinauszwächst über die Schätze des Bodens, — das edelste Erz, das der Himmel erschuf, das eigene Ich, zum höchsten Adel veredelnd!“

„Ach, Schmied, was erzählst Du von Erz und von Schätzen! Ich glaube, Du bist gar ein Geizhals! Auch redest Du mir zu viel und zu weise. Da passen wir doch nicht zusammen. Ein Kriegsmann wie ich fordert nichts mehr für sich, als ein Roß und ein Schwert. Die erzenen Schätze müßt ich ja doch, wenn ich sterb, im Himmel entbehren!“ Kerzengerade ließ er den Schwarzen in die Luft steigen und ihn dann mit einer Wendung auf den Hinterfüßen seitwärts wieder niederfallen. So hielt er plötzlich vor dem befangenen jüngeren Schmied, der Richardis Begrüßung: „Henning, alter Spielgenosse, wo weilst Du so lang!“ nur mit einem stummen Druck der ihm entgegengestreckten Hand erwidert hatte.

„Hallo!“ rief der Graf; „noch ein solcher Necke! He Bursche, wie wär's denn mit Dir? Willst Du mit mir ziehen? Aber Du scheinst für den Ambos zu schade, das Schlachtschwert müßtest Du schwingen!“

Da lachte die Reiterin laut und rief: „Weißt Du noch Henning, wie wir es früher gespielt? Du zogst in den Kampf gegen Riesen und Drachen, um mich, die gefangene Königin, zu gewinnen. —

„Ach ja, es war nur ein Spiel, und doch war es schön!“

Rasch fuhr die gestrige Erinnerung dem Schmied durch den Sinn: Die Spiele und Träume vorbei und die Gräfin war die — alte Richardis geblieben. Flammend brach es aus seinen Augen hervor. Das war noch etwas anderes, als Schlachtenlust und Kampfesfeier, etwas ganz anderes. Aber Richardis sah es und zog erschrocken den Zügel ihres Selters an, daß er zurückwich.

Graf Nikolaus warb indes weiter und rief: „Folg meiner Fahne, ich führ' Dich zu Ruhm und Sieg!“

Jäh sprang Henning hinzu. Wie im Traum sprach er: „Ich will Euch folgen.“

Nach knapp zehn Jahren war der Traum zu Ende. Die Grafen von Schwerin erlagen den Herzögen von Mecklenburg. Henning fiel — nicht in offener Feldschlacht, sondern bei der Belagerung Schwerins, von einem Belagerungsstück zu Tode getroffen. Richardis mußte, ein Opfer der Politik, dem Sohne des Ueberwinders ihres Vaters als Gattin auf seinen wenig glücklichen schwedischen Königsthron folgen. Nikolaus verkaufte sein Land für zwanzigtausend Mark an die Herzöge von Mecklenburg. Das Geschlecht der Grafen von Schwerin war verweht.

In die Schmiede vor der Burg zu Neustadt sind neue Familien eingezogen. Das Jahrhunderte lange Suchen nach Erzen in der Umgebung hat keinen dauernden Erfolg gehabt. Aber rastlos schaffender Bürgersinn strebt ungebrochen weiter auf neuen Bahnen. Der Lehre der Jugend, der ernststen Arbeit am eigenen Ich, ist ein neues gesegnetes Feld dort erschlossen.

Vieting und Templer.

Durchs Kreuztor kam er in Parchim eingeritten. Nicht sieghaft und stolz, wie das Volk es von den Tempelherren gewohnt war, sondern unmutig und niedergeschlagen. Reiter und Roß suchten langsam den Weg zum Hause des Ordens, nicht zur rechten, nicht zur linken abweichend, nicht einmal die, auch noch dem zerrissenen und beschmutzten weißen Mantel von Bürgern und Kindern ehrfürchtig gezollten Grüße beachtend. Nur, als er von der Lindenstraße her des stattlichen Tempelhauses ansichtig ward, raffte der Ritter sich auf, reckte die hohe Gestalt und zwang das müde Pferd, noch einmal Kopf und Beine zu heben. Im Hof überließ er einem herbeigeeilten dienenden Bruder das Reittier, nachdem er es zum Abschied lieblosend gestreichelt. In der Halle erhielt der Ankömmling alsbald den Befehl, sogleich vor dem eben beginnenden Kapitel zu erscheinen.

Schweigend, von Schweigen begrüßt, betrat er den großen Versammlungsraum. Er fühlte, wie hundert Augen ihn durchforschten, die an seinem

zerrissenen Mantel, seinem beschmutzten Kleid, seiner zerbeulten Rüstung mißmutig, spöttisch hafteten. Da fuhr die stattliche Reckengestalt empor, hoch erhobenen Hauptes schritt der Ankömmling auf den weißhaarigen Romthur zu, der ihn jetzt auch schon begrüßte: „Köne Meheke! Willkommen! Der Herr segne Deinen Eingang!“

„Er ist gnädig und barmherzig“, antwortete der Ritter mit gerunzelter Stirn.

„Was hast Du gehabt?“ forschte leise der Greis. „Warst Du in Dannenberg? Trafest Du Feinde? Hast Du gekämpft, gesiegt? Bist Du geflohen?“

„Gekämpft? Ja. Gesiegt? Ja. Geflohen? Ja.“

„Geflohen?“ wiederholte der Romthur zweiselnnd das letzte. „Köne! Aber Du wardest ja auch nur einer allein.“

„Das wäre kein Grund zur Flucht!“ kam es grollend zurück.

„Nun, nachher kannst Du mir berichten.“

Das Kapitel begann. Der Obere sprach das lange Eröffnungsgebet. Dann mahnte er die Brüder, nach den Regeln des Ordens zu leben in demüthiger, alles verzeihender Liebe. Der Greis betete warm und innig, von inbrünstiger Andacht der Hörer begleitet. Er schloß mit der Mahnung: „Bekennet Eure Fehler und tut Buße! Diejenigen, welche Reue über ihr Vergehen fühlen, haben Anteil an der Verzeihung unserer Versammlung und an allen guten Werken, die im Orden geschehen.

Und solchen erteile ich, in Kraft meiner Gewalt, Verzeihung im Namen Gottes und unserer lieben Frauen, im Namen der Apostel Petrus und Paulus und unseres Vaters des Papstes, und in Euer aller Namen, die Ihr mir die Gewalt gegeben habt. Diejenigen aber, welche ihre Fehler aus falscher Scham oder aus Furcht vor der Strafe verschweigen, —“

„Nein, nein!“ schrie Köne Mezeke entsetzt dazwischen. Dumpf, gebrochen, wie ein gefälltter Baum sank er vor dem Komthur nieder.

Der legte die Rechte sanft auf die Schulter des jüngern Freundes und sagte: „Mein Bruder, was ist?“

Ohne aufzuschauen keuchte der Gefragte: „Ich habe ein — ein — Weib geküßt!“

Die Hand des Greises fuhr zurück, beschmutzt durch die Berührung des Ehrlosen, der den Ordensschwur gebrochen. Hart und kurz befahl er: „Beichte!“

Es war keine Beichte, es war ein Bericht. Erst zögernd und langsam, Wort für Wort der Scham abgerungen, dann rascher und springender, schließlich in wildem Sturm, wie ein gehefter Hirsch:

„Ich hatte Deinen Befehl erfüllt, Deine Botschaft nach Dannenberg getragen, und eilte zurück, Dich hier wieder zu finden. Unterwegs auf der Landstraße traf ich einen Krämerkarren, überfallen von Räubern. Der Kaufmann lag verwundet am Boden. Seine beiden

Knechte waren drauf und dran, vor den drei Räubern zu fliehen. Ich griff ein. Die Mordgesellen suchten schleunigst das Weite. Das Dickicht hinderte mich an der Verfolgung. Ich saß ab, mich nach dem Verwundeten umzusehen. Da — da erhob sich von seiner Seite ein — ein Mädchen. Ich — Vater, es ist wahr, ich habe sie nicht beachtet! — ich verband die Wunde des Alten, befahl den Knechten, ihn auf den Wagen zu legen, und trat an mein Pferd, um davonzureiten. Plötzlich ergriff sie mich, redete Worte des Dankes, sank vor mir nieder, bedeckte meine Hand mit Küssen. Ich entzog sie ihr, — vergeblich! Ich befahl ihr, nicht mir, sondern Gott zu danken. Da, da! — Ehrwürdiger Vater, vergib mir! Da sah sie zu mir empor, so — so —, wenn's Engel dort im Himmel gibt, mit solchen Blicken müssen sie dann schauen! Dann nahm ich ihren Kopf, nahm ihre Stirn in diese meine Hände, und hab behutsam ihre Stirn geküßt.“ Jäh sprang er auf: „Nein, Vater, das war keine Sünde! Da hab ich nichts von Teufelswerk verspürt! Das war ein Kuß, wie uns der Gott der reinen Liebe küßt, in unserer Kinderzeit, durch Muttermund! — Ah!“ Er schrie wild auf, schlug die geballten Fäuste gegen die pochenden Schläfen, dann breitete er die Arme weit aus, sie in unbändigem Zorn schüttelnd: „Dann plötzlich schlang sie ihre Arme um meinen Hals, — da hat's mich gepackt, mit den gierigen Krallen des Bösen, da war ich nicht mehr mein selbst, da war

ich des Satans. Empor riß ich das Weib mir an die Brust, da küßte ich sie auf den Mund, da tat ich das Böse! Da wußt' ich, daß ich in Sünde gefallen. Da riß ich mich los und entfloh.“

Willenlos brach er zusammen, ein ruderloses Wrack. Und wie gierige Wellen ging's über ihn her. Ihm, dem stolzen, dem hohen, dem sieghaften, der so jung schon Vertrauter und Freund des Komthurs, ihm waren die Templer mehr Reider als Brüder. Zorn, Wut, Haß und Verachtung ringsum. Heut war's erlaubt, den Unerreichbaren zu begeißeln. Einzelne Ritter sprangen auf, andere schlugen die Waffen gegen einander, einige drangen auf den Verräter ein, viele schrien ihm Schimpfnamen zu.

Jetzt erhob sich der Obere. Der Lärm verstummte. Grollend hallten die Worte des Alten durch den Raum: „Sündhaft brachst Du den Eid, den Du dem Orden geleistet, sündhaft sogar erscheint Deine Beichte. Drapier, nimm ihm das Kleid ab, das er entehrt! — Barhäuptig, barfüßig pilgre gen Wredenhagen! In der Hallei hohem Kapitel will ich Dein Urteil Dir künden. Verweile nicht länger! Ich folge Dir morgen.“

Willenlos ließ der Gestrafte alles mit sich geschehen. Sinnenlos schwankte er fort. Als er die Straße betreten, blieb er noch einmal stehen, tief Atem zu holen. Dann stürmte er fort, so rasch die bloßen Füße ihn über das schlechte Pflaster zu tragen vermochten. Nur hinaus, hinaus aus der

Stadt, der Stätte seiner Schande! So eilte er vorwärts, statt aus dem Wockertor, die Landstraße nach Wredenhagen, der nächsten Niederlassung der Tempelherren, wieder zum Kreuztor hinaus, gen Stolpe. Ihn scherte nicht Weg noch Steg, ihn sorgte nicht Zeit noch Ziel.

Im Glast und Glanz der sinkenden Sonne glühte der Sonnenberg, sein herrliches Grünlaub mischend mit allen Reflexen des goldenen Himmelslichts. Weiter, nur weiter! Wär's doch erst Nacht, daß die Tiere, die Bäume des Menschen Schande nicht sähen!

„Halt, Mönchlein! Pürr!“

Jetzt erst gewahrte der wachende Träumer, daß ihm drei unheimliche Gesellen den Pfad versperrten. Hoch richtete Mekeke sich auf, hastig griff er nach dem Schwert. — Ah! Er war ja entwaffnet! Wütend sprang er mit bloßen Händen gegen den ersten an, der ob des unerwarteten Angriffs zur Erde taumelte. Doch ein wuchtiger Keulenschlag des zweiten Wegelagers streckte sogleich den kriegerischen Mönch darnieder.

Vom kühlenden Wasser der Ohnmacht entrisßen, erwachte der Templer. Er ließ die Augen groß und fragend Ausguck halten. Mit entsetztem Aufschrei schloß er sie wieder. Ueber ihn beugte sich das Weib, jenes liebliche Mädchen, jenes schreckliche Weib: „Wie ist Euch, Herr? Gott sei gedankt, daß Ihr am Leben seid!“

„Du? Du! Satan!“ Die Sinne schwanden auf's neue. Und die Tränen der Pflegerin, die sich weinend über den Verwundeten warf, vermochten nicht ihn sogleich wieder zu erwecken. Er erwachte erst, als ein rauherer Griff ihn rüttelte: „Se, Mönchlein, noch nicht ausgeschlafen? Mach nur bald, wir brauchen Dich!“ Der Räuber wandte sich von dem Verwundeten ab dem Mädchen zu: „Lege ihm einen Verband um den Kopf, aber so, daß er sehen und sprechen kann. Er soll bald seinen Dienst verrichten.“ Ohne die beiden noch eines Blickes zu würdigen, schritt er davon. Sie waren wieder allein.

Mezeke richtete sich auf, und das Mädchen stützte den Matten, der dieser Berührung nicht mehr widerstrebte. Er sah um sich. Eine felsige, waldige Schlucht, von hohem Wall und dichtem Laubdach umnachtet. Mühsam durchforschten die Augen das Halbdunkel, bis sie an einigen Höhleneingängen haften blieben. Dort lungerten mehrere ruppige Kerle umher, worunter der Ritter zwei seiner Räuber wiedererkannte. Er wandte die Blicke ab, zur Seite, scheu nach der Gestalt, die dicht neben ihm stand. Eine beklemmende Angst überkam ihn, und er wußte nicht, weshalb. Daß er der Gefangene von Wegelagerern geworden, galt ihm nichts, was war ihm überhaupt noch das Leben? Seine Furcht umflutete wie ein ungreifbares Unheil hier das Menschenkind neben ihm. War es Furcht für das Mädchen, war es Furcht vor dem Weib?

„Ich will Euch einen frischen Verband machen, Herr“, sagte sie leise. Und wie die Stimme sich sanft in sein Ohr schmeichelte, so übertrug ihre linde Hand Kühle auf seine heiße Stirn, in die pochenden Adern. Mezeke begann nachzudenken.

„Ich bin von Räubern gefangen?“ hub er in fragendem Ton an.

Sie nickte Bejahung, und um ihr Mundwinkel suchte es.

„Wie kommst Du hier her?“

„Ich bin auch gefangen“, sagte sie einfach.

Er richtete sich höher auf und wandte sich ihr zu: „Hatte ich nicht —?“

„Ihr hattet die Mordgesellen verjagt. Aber kaum waret Ihr von dannen geritten, so kamen sie in stärkerer Anzahl zurück. Die Knechte liefen davon. Mein Vater wurde getötet.“ Ein Schluchzen unterbrach ihre Rede. Der Templer faßte ihre Hand und sprach leise: „Armes Kind!“ Nach einer Weile fuhr er fort: „Wie heißt Du?“

„Anna Stropahl.“

„Ich bin Köne Mezeke“, antwortete er schlicht.

„Anna, was kann ich tun, um Dich zu retten?“

„Nichts, nichts! Um Mariä Barmherzigkeit willen, nichts! Wer mich retten will, ist verloren!“

„Wie das?“

„Als sie meinen Vater erschlugen, suchte auch schon nach mir einer das Schwert, — ach, hätt' er doch den Streich zu Ende geführt! Aber ein

anderer fiel ihm in den Arm, und befahl, mich lebend mit fortzuführen. Murrend gehorchten die übrigen. So rettete jener mich für die Schande, die meiner wartet, und sich selber erwarb er den Tod.“

„Dadurch, daß er Dein Leben bewahrte?“

„Ja. Der Obere dieser Bande hat befohlen, daß er sterben soll. Sie haben sich nämlich selbst ein Gesetz gegeben, daß die Gefellen niemand, den sie überfallen, am Leben lassen. Wer in ihre Hände fällt, muß sterben. So wird nun jener nachher aus der Bande ausgestoßen und getötet werden. Und das um meinetwillen!“ Wieder begann sie zu weinen.

Ein eigenes Lächeln legte sich auf des Templers Antlitz: Da sollte ein Mann aus der Bande ausgestoßen und getötet werden, weil er eines Mädchens Leben geschont. Ob der auch wohl dieses Weibes Mund im Kuß berührt hatte? Wie doch der Zwang des Gesetzes den Menschen bedrückt! Nicht genug, daß er den Tafeln Gottes gehorchen sollte, und das schon nicht vermag, er gibt sich selbst noch her zum Hörigen von Satz und Regel, wie sie Menschen schaffen. Der Templer, den die enge Ordensregel bindet, der Wegelagerer, der sich ein eigen Gesetz auferlegt.

Eine plötzliche Unruhe unter den Räubern zog die Aufmerksamkeit der beiden Gefangenen dorthinüber. Aus einer der Höhlen trat ein Gewappneter hervor, dem die Gefellen Ehrfurcht

erwiesen. Der Hauptmann hatte das Brunkstück des Beutelagers, einen goldstrahlenden Panzer, angelegt, einen Purpurmantel an die Schultern geheftet und ein mächtiges, reich besteintes Schlachtschwert um die Hüften gegürtet. Prozig trat er vor den Verwundeten hin: „Steh auf Mönch! Deines Dienstes bedarf ich. Nachher kannst Du ruhen.“

„Wer bist Du?“ gab Mezeke zurück.

„Bieting, der Herr des Sonnenbergs,“ erwiderte der andere stolz.

„Was begehrt Du?“

„Du sollst einem Sterbenden den letzten Trost spenden.“

Der Angeredete dachte nach. Sollte er bekennen, daß er gar kein Mönch, daß er ein Ritter, ein geächteter Tempelherr sei? Nein, es war vielleicht besser, er galt weiter für einen Geistlichen. Und einem Sterbenden beizustehen, war so oder so seine Pflicht. Mühsam erhob er sich, von der Pflegerin gestützt. Aber alsbald fühlte er sich sicher und kraftvoll, festen Schrittes und erhobenen Hauptes ging er einher. In befehlendem Tone wandte er sich dem Räuber zu: „Führe mich zu ihm.“

Derweil war die Bande nicht müßig gewesen. Just als Bieting und der Mönch sich näherten, schienen sie ihre Arbeit getan zu haben. Der Kreis öffnete sich und gab dem Hauptmann und seinem Begleiter freien Raum.

Ihnen gegenüber stand an einen Pfahl gefesselt ein halb entkleideter Mann. Mehr Zorn als Angst verzerrten die Züge des kaum dem Jünglingsalter Entwachsenen.

Bieting begann: „Hinnick, ich klage Dich an des Eidbruchs! Nach dem Willen unser aller, der treuen Gefellen, ist des Todes, wer in unsere Hände fällt, und wieder des Todes, wer dieses Gesetz nicht erfüllt. Ich, des Sonnerbergs Herr, allein darf weichen von diesem gewissen Weg. Du aber bist des Todes!“

Der Angeschuldigte schrie zurück: „Dein Urteil ist unrecht, und hart ist Dein Herz! Entfloh ich denn nicht dem Elend der Welt, um im Walde die Freiheit zu finden?“

„Die Freiheit ohne Ziel und Grenze ist aller Knechtschaft niedrigste!“

„Bist Du nicht mehr Mensch genug, ein unschuldig Kind zu bewahren, so laß Dich durch das Auge des Mädchens bestechen. Solch' holde Schönheit schuf nicht der Schöpfer zu trostlosem Tod, ehe die Blume geblüht!“

„Sie mußte fallen, weil sie unsern Weg beschritten. Sobald sie das Gebiet betrat, das unserer Gewalt gegeben, war sie des Todes Teil. Du kannst den Spruch, der das Gesetz vollzieht, verzögern kurze Zeit, ihn hindern kannst Du nicht!“

„Ah! Dein Gesetz ist nur ein Mantel Deiner Willkür, Deines Menschenhasses!“

„Nein Hinnick, nimm das mit hinab: Ich war ein Mensch voll Lieb' und Glauben, bis mir die Welt gezeigt: sie will die nicht. Nur durch Gesetz, durch blutiges Gesetz kannst Du dem elenden Geschlechte helfen. Die Furcht allein kann es zu besserem erziehen. Der Gute ist gehorsam ohne Zwang und fügt sich willig unter des Gesetzes Bann, auch wenn's ihm hart erscheint und wenns ihn selbst getroffen. Er wird ein Opfer, das Gesetz zu stärken zu neuem Siege über schlechtere Menschen. — Leb wohl! — Mönch, leiste ihm den letzten Liebesdienst!“

Bietings Worte hatten Mezeke völlig verwirrt. Das alles galt ja garnicht dem armen Schächer da vor ihm, das galt ihm doch selber, das kündete ihm der Komthur durch eines fremden Mannes Mund! Das war nicht nur Gesetz, das war Recht. Das war das Recht der Räuber, der Templer, der Menschheit, dem mußten alle sich beugen. Wer's übertrat, der mußte fallen, und hatt' er auch aus Schwachheit nur gesündigt, und hatt' er's auch aus Menschenliebe nur getan!

Hochaufgerichtet trat der Ritter, den Angeklagten verdeckend, vor den Kläger hin. Der Goldgepanzerte wich erschrocken vor der riesigen, wehrlosen Gestalt in der dunklen Rutte zurück. Fester faßte die Faust des Schlachtschwertes Knauf.

Mezeke aber begann: „Du hast das Urteil gesprochen und es weise und richtig gefällt. So höre nun mich! Mönch bin ich nicht, Ritter des

hohen Ordens der Templer war ich noch heute. Jetzt büß ich die Schwachheit des Menschen, die mich überfiel zu unglückseliger Stunde. Mein Fehler war klein in den Augen der Welt, aber groß in den Augen der Brüder vom Tempel, weil unsere Regel just ihn als sündhaft verdammt. Grollend, in machtloser Wut hab ich das Urtheil auf mich genommen, noch ehe es völlig gefällt. — Dich, Räuber und Mörder, sendet mir Gott. Jetzt beuge ich willig das trotzig Haupt dem Gesetz der sterblichen Menschen.“

„Hinnick!“ Dicht sprang er an ihn heran: „Wir beide gehören zusammen! Verfallen dem Rechte der Menschen, vertrauend der göttlichen Gnade! Bieting vollende!“

Doch vergebens erwartete er den Schwertstreich des Richters.

Endlich brach der Räuber das lange Schweigen: „Hinnick, Dir zu Liebe übertrat ich selbst unser Gesetz. Als ich jenen in seiner Rutte wie leblos daliegen sah, hielt ich ihn für einen Mönch, und befahl, ihn lebend ins Lager zu bringen, Dir zur Tröstung in Deiner letzten Stunde. Jetzt ist er Dein Retter geworden. Wenn sich die schuldlos gemordeten Opfer des eisernen Gesetzes mehren, dann werd' ich zweifelhaft, ob nicht vielleicht die Menschen wirklich besser werden, ob ich mit meinem Haß und meiner Rache noch das richtige erreiche. — Bindet Hinnick los!“

Während dieser Befehl von einigen Räubern erfüllt ward, verhandelte der Hauptmann mit Mezeke.

„Was soll ich nun mit Dir beginnen?“

„Ich bittle nicht um mein Leben. Aber ich bitte, daß Ihr es mir noch auf ein paar Tage schenkt. Ich bin Euer Gefangener.“

„Ich bin nicht gewohnt, Gefangene zu machen, und weiß nichts mit ihnen anzufangen. Gebt mir Euer Wort, Herr Ritter, daß Ihr das Lager nicht ohne meinen Willen verlassen werdet.“

„Mein Wort darauf.“

Köne Mezeke und Anna Stropahl bereiteten sich ihre kargen Lagerstätten. Jeder suchte die harte Streu des Leidensgefährten durch Moos und Laub molliger zu gestalten.

Vieting unterbrach ihr eifriges Eifern: „Mädchen, Du bereitest dem Ritter die Ruhstatt so wohligh und weich, daß der Neid mich erfaßt, und mein Vorsatz ins Wanken gerät. Doch nein! Geschehen soll, was ich beschloffen. Du bist frei, und magst gehen, wohin Du willst!“

„Ach, Herr!“ — Rasch unterbrach sie sich: „Und hier der Ritter?“

„Der bleibt zurück. Den gönnt' ich nicht dem Tod und nicht der Welt. Und dennoch fürcht' ich, daß es nicht gelingt, ihn mir durch Freundesbände zu verbinden.“

„Dann bleib auch ich. Wohin sollt ich mich wenden? Ich habe keinen Vater, keine Mutter

mehr. Der Ritter ist mein einz'ger Freund.
Vergönnt mir seine Nähe!"

„Ei, ei! Nun, wie Du willst.“ Nach einer
Pause fuhr er fort: „Du kannst mir einen Dienst
erweisen. Dafür versprech ich Dir, daß Du hier
ungekränkt verweilen sollst und Deinen Ritter
pflegen darfst.“

„Dank, Herr, für Eure Güte! Was soll ich
tun?“

„Am frühen Morgen brichst Du nach Parchim
auf, gehst in die Stadt und fragst Dich zum Kauf-
mann Slagendüwel hin. Er wohnt in einer der
Rathausbuden nächst der Georgenkirche. Dort
forderst Du Dir Waren mancher Art, die ich Dir
noch benennen werde. Du wirst nicht alle sie von
ihm erhalten, so forsch genau, wann er das fehlende
erwartet. Du würdest dann wiederkommen, es zu
holen. Wenn er Dich fragt, woher Du seist, so
sag aus Stolpe. Hast Du verstanden?“

„Ja, Herr!“

„So schwör bei Gott und seinen Heiligen, daß
Du dort in der Stadt und auf dem Weg zu keinem
Menschen sagst, daß Du bei mir, noch wo ich hause,
so schwör, daß Du zu Abend wieder hier Dich
stellst.“

„Ich schwör's bei Gott und allen Heiligen!“

„Gut, halte morgen Dich bereit, schon mit der
Sonne aufzubrechen!“

Anna schritt in tiefen Gedanken gen Parchim.
Warum hatte sie gezaudert, die ihr von Bieting

zuerst angebotene Freiheit zurückzunehmen? Doch nur, um zugleich Röne befreien zu können. Und der wollte nicht befreit sein! Vergebens hatte sie die halbe Nacht auf ihn eingeredet, er solle mit ihr zusammen entfliehen. Er wollte nicht. Ihn hielt sein Wort. Dann hatte sie ihm den Plan unterbreitet, sie wollte in der Stadt zu den Templern eilen, und diese zur Befreiung ihres Bruders auffordern. Er hatte es ihr verboten. Sie habe geschworen, keinem Menschen den Schlupfwinkel der Räuber zu verraten, den Eid müsse sie halten — auch einem Mordgesellen.

Mißmutig marschierte das Mädchen gen Parchim. Heller Zorn aber faßte sie an, als sie in der Stadt den vielen Fragen, welche die Tormächter, die Kaufleute, einige Müßiggänger an sie richteten, ausweichend antworten mußte. Ob sie unterwegs Vieting nicht getroffen? Ob man nichts neues vom Räuber erfahren? Ach, sie hätte soviel zu erzählen gehabt, und hätte so gerne erzählt! Aber sie durfte ja nicht! Daß sie Vieting mit ihrem Schwur Schweigen gelobt, daran dachte sie wenig, doch daran, daß Röne ihr verboten, zu reden.

In hämischen Troß schoß ihr plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. „Keinem Menschen“ sollte sie es sagen. Gut! Vieting und Röne sollten ihren Willen haben! Sie schritt an das große, geschlossene Portal der ehrwürdigen Georgenkirche. Hoch horchten die Städter auf, als das junge Mädchen begann, mit dem alten Gotteshause

zu reden. Das Lächeln, mit dem man zuerst das Gebahren der Jungfrau betrachtet, wich alsbald entsetzensvoller Spannung. Anna aber rief laut in die Luft:

„Keinem Menschen darf ich's sagen,
Doch der Kirche kann ich's klagen:
Wer Bieting finden will,
Muß meine Spuren suchen.
Wer meine Spuren finden will,
Muß meine Erbsen suchen!“

Mit entschlossener Hand riß sie eines der eingekauften Säckchen auf, und ließ aus seinem Inhalt ein Kügelchen nach dem andern zur Erde fallen — alle paar Schritte, die sie nun eiligst vom Markt hinweg die Straßen hindurch, zum Thor hinaus zurückwandte, der geheimnisvollen Stätte zu, von der sie hergekommen.

Die Städter starrten voll Staunen auf das Gebahren der Fremden, dann rafften sie sich auf. Wie eine himmlische Sendung erschien ihnen das Weib, das ihnen den Weg weisen wollte zum Schlupfwinkel Bietings. War doch seit Jahren schon alles vergeblich versucht, den großen Räuber zu greifen, den Plagegeist Parchims, der Handel und Wandel verdarb, der den Wandlern und Reisenden jeglicher Art einen einzigen Weg nur wies: die Straße des Todes.

In wildem Alarm riefen alsbald die Glocken Sanctä Mariä und Sancti Georgi das Volk zu den Waffen. Auch die Brüder vom Orden der

Templer folgten dem Sturmaufgebot, und willig gehorchte alsbald das Volk dem Befehl des kriegsfundigen Romthurs. Der sandte Späher voraus, die Spur des Mädchens heimlich und leise zu prüfen, dann folgte er selbst mit den schwer gewappneten Rittern des Tempels und den vorwärts drängenden kampfesfreudigen Bürgern der Stadt.

Mit hochroten Wangen, bebenden Lippen, klopfenden Pulsen kam Anna aus Vietings Höhle zurück von dem Verhör, daß sie dort vor dem Räuber mühsam, doch sieghaft bestanden. Ihr Leidensgenosse geleitete sie an ihre Lagerstatt: „Nun lege Dich nieder, der Marsch hat Dich müde gemacht.“

„Ich kann nicht!“ erwiderte sie mit bligenden Augen. Betroffen blickte der Ritter sie an: „Anna, was ist geschehen?“ — —

Da gellte ein furchtbarer Schrei durch den Wald! Nicht mehr ein Mensch, wie ein von wahnsinniger Wut getriebenes Tier stürmte Hinnick einher, auf die Gefangenen zu. Noch einmal schrie er: „Verrat!“ Von seinem Schwert erschlagen sank Anna leblos zu Boden. Mit eisernen Armen umklammerte Mezeke den Mörder, ihm die Waffe zu entwenden, aber so leicht ließ der nicht los. Die Ringer stürzten zur Erde. Endlich — ein sieghafter Ruck — und rasch stieß der Templer dem Feind das entriessene Schwert in die Brust.

Ringsum tobte auch nun schon der Kampf. Barchims leicht bewaffnete Scharen hatten das Lager umstellt, den Wall erklettert. Von allen Seiten in immer dichteren Massen wälzte sich die Uebermacht heran, die Räuber im Vernichtungskampf zu erdrücken. Die aber kämpften wie mutige Schwimmer um ihr Leben und warfen sich tapfer den Wogen entgegen.

Plötzlich gewahrte Vieting die weißen Mäntel der Templer, die sich nun auch einen Weg in das Dickicht gebahnt. Wütend warf sich der wilde Herrscher des Sonnenberges, des sicheren Untergrundes jetzt gewiß, auf den Schwarm seiner Gegner. Die ersten erlagen, die nächsten wichen entsezt zurück. Noch ein mächtiger Sprung, dann stand Vieting vor dem Templer im Mönchsgewand: „Eidbrüchiger, auch wenn Du Dein Wort hielst!“ Die gewaltige Streitart drohte den Gegner zu zerschmettern. Der konnte nur knapp die Wucht des Schlages mit dem erbeuteten Schwert mindern, bis er Zeit zum Rückzug gewann. Dazwischen rief er dem Räuber zu: „Nicht ich! Ich habe nichts vom Ueberfall gewußt, und den Verrat auch nicht gewollt!“ Die mörderisch erhobenen Waffen sanken herab. Groß und offen blickten die Feinde sich an. „Ich glaube Dir“, sagte Vieting zuversichtlich, — da wurde er von einem Duzend Arme gepackt, und in wenigen Augenblicken lag er wehrlos im Sand.

Höhnend schaute der Komthur auf den ge-

fesselten Feind: „Endlich ereilt Dich, Schrecken des Sonnenbergs, durch unsere Hand das gerechte Schicksal.“

Ruhig gab der Angeredete zurück: „Ich bin gestürzt, weil ich ein einzigmal durch Milde mich verleiten ließ, von jenem graden Weg zu weichen, den unsere Satzung vorgeschrieben.“

„Du mußttest fallen, da Du Dich von jeglichem Gesetz der Menschen losgesagt!“

Da sprach Köne Mezeke ernst: „Ein jegliches Gesetz, das für die bessern Regungen des Menschenherzens keinen Raum gelassen, vernichtet einst, früh oder spät, den selbst, der das Gesetz gegeben.“

Erstaunt lauschte der Romthur der ihm bekannten Stimme, wandte sich um, erkannte den Ritter und rief: „Köne Mezeke! Du hier? Ah, nun verstehe ich alles!“

„Nein, nichts versteht Ihr, mit Verlaub. Ich bin nicht schuld daran, daß Ihr jetzt hier.“

„Nun, sei dem, wie es wolle. Wir haben einen großen Sieg errungen. Gott selbst gebietet mir, Dir Dein Vergehen in Gnaden zu vergeben. Laß Dir Dein Schwert und Deinen Mantel wieder holen.“

„Ich werde nie den weißen Mantel wieder tragen.“

Der Romthur hörte mit Verwunderung Könes ruhige Ablehnung. Aber ehe er antworten konnte, wurde er von anderer Seite angesprochen. Seine Befehle wurden erwartet.

Die befreiten Städter zogen jubelnd mit den Gefangenen in Parchim ein.

Köne Mezeke wurde nicht wieder gesehen. Als Pilger soll er in Jerusalem gestorben sein. — Bieting wurde mitsamt den übrigen, am Leben gebliebenen Räubern hingerichtet. — Der Orden der Templer — ? Auch ihm bereitete ein mächtigerer Gegner ein furchtbares, nicht schuldloses Ende.

Der Bústekower Klausner.

Die ganze Nacht hindurch hatte Jancke mit seinem Braunen beim Bölkower Fliederwall gelegen, bald zu Wodan betend, die eitrige Wunde des armen Tieres zu heilen, bald mit abgebrochenen Zweigen des geweihten Busches die Beule zur plötzlichen wunderbaren Heilung berührend. Aber weder das eine noch das andere hatte den erhofften Erfolg.

Als die wieder erwachende Sonne den Wald durchleuchtete, begann der Wende, die Hände vor's Antlitz schlagend, weinend über die Machtlosigkeit seiner alten Götter zu klagen. In sein Jammern über das eigene Unglück mischte er den Schmerz über den Untergang der vom Christengott vertriebenen alten Götter, zu denen die Väter doch nie die Hände vergeblich erhoben hätten. Und wie bei den Menschen so oft, erzeugte sein Schmerz seinen Zorn: Wenn Wodan ihm nicht mehr helfen könne, nun gut, so wolle auch er nichts mehr wissen von Wodan. Wütend warf er den Fliederzweig von sich und rief mit erhobener Stimme, damit es

die geschmähte Gottheit doch noch vernähme: „Komm, Brauner, wir gehen zu den Christen!“ Zärtlich kraute er die Stirn des ihn klug und traurig anschauenden Tieres, dann führte er es langsam fort von der entweihten Stätte.

„Wir gehen zu den Christen“, raunte er dem Pferde immer wieder zu, wenn es mit schmerzhaft nachgezogenem Hinterfuß mühsam dem die Schritte beschleunigenden Herrn folgte.

Bei den Cisterciensern in Rosin wollte Janek Hülfe suchen. Aber noch ehe er an die große Kolonie heran gelangt war — nur aus der Ferne sah er den stolzen Hof der geistlichen Stiftung mit der großen Kornmühle und der Walkmühle herüberleuchten —, da traf er schon am Waldrande ein paar Beeren sammelnde, fromme Brüder. Er rief sie an und forderte ohne Umschweife von ihnen die Heilung seines Pferdes.

Schon trat der eine der Mönche an das Tier heran und betrachtete kundig den kranken Schenkel, da hielt ihn der andere, größere zurück. Mit unmutiger Stirn fragte er den Hülfe suchenden: „Bist Du ein Christ?“

„Nein, Herr, noch nicht“, kam es von den zitternden Lippen des vor der mächtigen Stimme ängstlich gewordenen, und rasch setzte er noch hinzu: „Was soll ich tun?“

„Glauben“, erwiderte der Mönch, und es klang wie ein heraufziehendes Gewitter.

Demütig versicherte der zu jedem Opfer bereite Wende: „Das will ich ja gerne tun, aber — helfst mir nur —, rettet meinen armen Braunen.“

„Nein! Erst: — Glauben!“ klang es hart zurück.

Der Große winkte seinem Begleiter und ging mit ihm davon.

Einen Augenblick überließ sich Janete seiner Niedergeschlagenheit, dann leuchtete es hoffnungsfreudig durch seine verwitterten Züge. Freundlich sprach er auf seinen Liebling ein: „Laß gut sein, Brauner, wir gehen zum Herrn. Es ist freilich für dich heute ein schwerer Weg nach Pustekow, aber der Fürst hilft uns gewiß.“

Es ging nur Schritt vor Schritt vorwärts, der Wende mußte sich nach seinem vierbeinigen Begleiter richten, und der schleppte sich nur mühsam dahin; ab und an indessen spitzte er die Ohren und wieherte nach links oder rechts hinüber, wenn in den Haidbergen oder im Deuwinkel eine Schar wilder Rösse vorüberjaupte.

Pustekow war das Gestüt des Fürsten, ein großes Gewese mit Hallen und Höfen. Die zur Zucht bestimmten Pferde wurden jedoch dort nicht in der Gefangenschaft gehalten, sondern herdenweise in die nahen Gelände gejagt, wo sie — besonders im Primer und im Deuwinkel wild umher streiften, bis man ihrer bedurfte. Seit einiger Zeit wohnte sogar Fürst Nikolaus selbst in Pustekow. Die schreckliche Krankheit des Aussatzes hatte ihn ge-

pakt, hatte ihn aus der Gesellschaft des fürstlichen Hofes in die Einsamkeit getrieben.

Der, freiwilliger Besucher entwöhnte, Kranke stand auf der Brücke, die vom Hof her über die Nebel führte, und sah träumerisch auf den Fluß, dessen gen Güstrow gerichteten, hin und her sich windenden Lauf bald hier bald dort glitzernde Flächen verrieten.

Von dem freundlichen Anblick und seinen wehmütigen Gedanken riß Nikolaus sich erst los, als Janek mit seinem lahmen Begleiter auf dem durch die Wiesen führenden Damm bereits der Brücke sich näherte.

Der Ankömmling brachte sein Anliegen vor. Als er geendet, fragte der Fürst, die mit weißen Geschwüren bedeckte Hand wie zur Abwehr erhebend: „Ist dir nicht bekannt, daß ich an dem gefährlichen Ausatz leide?“

„Das schon, Herr; aber mein Pferd, mein armer Brauner! Wenn Ihr ihm nicht helft, hilft ihm keiner!“

Wehmütig schüttelte Nikolaus das Haupt, dann untersuchte er die Wunde. „Hast du die Stelle richtig gewaschen? Laß ihn mal ein paar Tage in der Nebel stehen!“

„Hab ich all schon getan, Herr.“

Es erfolgte eine neue Untersuchung, aber ohne ein besseres Resultat; der fürstliche Liebhaber wußte in diesem Falle auch keinen Rat. „Ich kann dir nicht helfen, Janek, so leid es mir tut.

Verliere den Mut nicht! Sieh mich an: Ich bin von der entsetzlichsten Pest gequält, und ich ertrage das Leben, immer aufs neue auf Heilung hoffend. Vielleicht wird's plötzlich einmal wieder besser. So ist's auch mit deinem Braunen. Du mußt hoffen!"

Traurig wollte der Wende das Pferd wieder über die Brücke zurückführen, da rief Nikolaus ihn noch einmal an: „Janek! Hör mal!"

Er deutete gen Nordosten. „Siehst du die Eiche dort? Unter ihr wohnt in seiner kleinen Klause ein alter, frommer Einsiedler. Er ist älter, als wir beide zusammen und klüger auch. Der hat schon manchen zweibeinigen und vierbeinigen Kranken geheilt, an dem wir all unsere Mittel vergebens versucht hatten. Hier geht ein Weg gerade über den Hof, dann nachher links ab.“ — Und ihm freundlich zunicke, wiederholte er: „Gah nah de Klus', to den ollen Bernhard in de Klus'!"

Und Janek begann mit seinem lahmen Braunen die Pilgerfahrt aufs neue. Diesmal war's freilich nur ein kürzerer Weg, bald hielt das Paar neben der kleinen Behausung unter der Eiche, zu der ein sanfter Hügel emporführt. Als der Wende auch hier nun dem ehrwürdigen Alten seine Klage vorgebracht hatte, musterte dieser erst das Pferd und dann den Mann. Flehentlich bettelte Janek: „Rettet meinen armen Braunen! Die Rosiner Mönche wollten's nicht, und Fürst Nikolaus konnt's nicht. Ihr könnt helfen, wenn Ihr nur wollt!"

Da forschte der Greis mit Frage und Blick zugleich: „Warum haben Dir die Rosiner Mönche nicht geholfen?“

„Weil sie nicht wollten?“

„Warum wollten sie nicht?“

„Ich sollte glauben.“

„Warum hat Dir der Fürst in Pustekow nicht geholfen?“

„Weil er nicht konnte. Ich sollte hoffen.“

Da lächelte der Einsiedler so eigen und ging liebevoll an die Arbeit. Vorsichtig entfernte er einen Teil des Eiters, der die Wunde bedeckte, dann wusch er die Stelle mit einem aus der Hütte herbeigeholten Saft, und der Braune bekundete mit lebhaftem Gemwieher und fröhlichem Schwanzwedeln, daß ihm diese Behandlung gefiel.

Weinend sank der Wende dem Helfer zu Füßen und rief: „Du sollst mich lehren, Du bist der Größte unter den Christen!“

Der Greis wehrte ihn ab: „Ich nicht — aber die Liebe.“

Der Heide sprang auf, legte die Rechte an den Stamm des schützenden Baumes und sprach feierlich: „So sei du, geheiligter Baum, ein Runder und Zeuge für unsere Kinder in spätesten Zeiten: Das Größeste das ist die Liebe!“

*

Die gewaltigen Anlagen der Cistercienser in Rosin sind verschwunden. Von Pustekow ist nichts

geblieben, als der öde Platz des ehemaligen Hofes — rechts von der Güstrow-Krahower Chaussee, dort, wo sich nach links diejenige nach Teterow abzweigt. Aber wenig weiter nach Güstrow zu — auf der andern Seite der Straße — steht noch heute die mächtige Eiche, ein uraltes Wahrzeichen. Und darunter herum wächst größer und weiter die neue Ortschaft, die von dem Einsiedler her noch den Namen bewahrt: Klueß (Kluf').

Das Glück vom Jörnberg.

Unterwegs hatten sie sich getroffen: Heine Platenleger, der baumlange Schlachter, der sich nicht nur mit seinen Meistern, — mit aller Welt, sogar mit Türken und Franzosen herumgeschlagen; Friß Jungpeter, der als Schlosser im Oeffnen von Truhen und Schränken seine Meisterprüfung hätte ablegen können; und Hannes Holtenbein, der Tischler, der nichts verdarb, höchstens jedes Lied, das er in seinem doppelten Schiebkarrenbaß anstimmte. Mühsam schleppten sie sich durch den tiefen Dreck, der ihnen als den Weg von Serrahn nach Krakow bezeichnet war. Heine hatte im Serrahner Krug der Flasche zu stark zugesprochen und balanzierte mehr kühn als schön mit dem in seinem langen Leibe in Unordnung geratenen Gleichgewicht umher. Friß schimpfte auf seinen eigenen sehr bedeutenden Körperumfang, auf die, ihm aus allen Poren Schweißtropfen kelternde Sonne und auf die beiden Weggenossen, die ihn nicht tragen wollten. Hannes küftete mit den Daumen die Riemen des schweren

Felleisens, stieß dann den Knotenstock fest in den feuchten Boden, stimmte ein frisches Wanderlied an und marschierte drauf los. Aber es ging nicht, weder das Lied, noch das Wandern. Nach wenigen Schritten war er wieder aus dem Takt gekommen, der Text war nicht richtig und die Melodie paßte auch nicht — und, ja und dann —. Er blieb stehen und sah sich um.

Nein, es ging wirklich nicht, daß er diese beiden schwankenden Gestalten sich selbst überließ, hier in der trostlosen Einöde, wo sogar der Boden zu schwanken schien. Mit der Linken umfaßte er den rechten Arm des Schlossers und mit der Rechten — manöverierte er in den Luft umher, um einmal bei günstiger Gelegenheit den taumelnden Schlachter zu ergreifen. Aber das schien ein unerreichbares Ziel. Wie ein gefährlicher Komet fauste das lange Etwas auf ihn zu, als ob es ihn, den Dicken und die ganze Welt in Grund und Boden rennen wollte, und wenn der Tischler sich zur Abwehr in Positur gesetzt hatte, schrägelte das Ungetüm gerade an der entgegengesetzten Seite, an welcher es erwartet war, vorüber. Ihm nachzueilen, es zu erhaschen war unmöglich. Hannes' Schnelligkeit und Bewegungsfreiheit war durch Fritz gehemmt, der sich wie ein Ertrinkender an ihn geklammert hielt. Endlich, auf vieles Zureden, entschloß sich der Dicke, den Freund loszulassen. Groß und erhaben stand er da, der einzige ruhende Pol, um den herum der Schlachter und der Tischler „fangen“ zu spielen schienen.

Hurrah! Es war erreicht. Arm in Arm eilten sie auf den Dritten zu. Noch ein Anprall, als wenn zwei Eisenbahnzüge zusammenstießen, dann marschierte die Trippelalliance geschlossen gen Krakow.

Und so wären sie auch dort eingezogen, wenn nicht der blecherne Krug davor läg'.

Der Dicke riß sich los und erklärte, laut genug, daß es die Drei-Meilen-Umgegend hätte hören können, keinen Schritt weiter gehen zu wollen. Ehe würde er auf dem Mühlstein=gepflasterten Vorraum verenden, als sich von den Genossen noch weiter ins ungewisse Nichts hinausschleppen lassen.

Der Lange sagte garnichts, nahm mit einem Satz die kleine Treppe und verschwand.

Hannes Holtenbein beschloß nachzugeben und stieg gleichfalls ins Haus. Scheltend, daß die Beiden ihn treulos verlassen, folgte Friß Jungpeter.

So schlugen sie ihr Quartier im blechern Krug auf.

Das war eine Kumpanei nach dem Herzen Plummenschausters: drei lustige Gesellen, denen er seine alten Späße und Geschichten erzählen konnte, und die ihm dafür eine Beche zahlten! Und obendrein das Glück, die Gesellschaft hier draußen zu treffen, wohin sich die naseweissen Krakower so selten verirrten, um diese Zeit fast nie. Plummenschauster — sein wirklicher Name war nur noch dem Kirchenbuch bekannt — lebte

von den sein Tageslauf regelmäßig ausfüllenden Lütten und Groten, die er in den Schänken und Kaufmannsläden der Stadt zu sich nahm. Die pekuniäre Unterlage dieses Lebensberufes war freilich ein ungelöstes Rätsel. Daß Plummenschaufter aber sein Gewerbe vollkommen sachgemäß und vernünftig ausübte, dafür legte der Umstand den besten Beweis ab, daß er nachmittags, nach der vierten Kneipe und vor dem sechsten Kaufmann einen Bummel nach dem blechern Krug einzuschieben pflegte. Damit er hier jedoch nicht aus der Uebung käme, setzte ihm der Kröger, auf Grund stillschweigender Uebereinkunft beider Parteien, stets sogleich unaufgefordert einen Lütten und einen Groten vor.

Der alte Trinker schmunzelte also vergnügt und vernehmlich, als die drei Wanderburschen Miene machten, sich in der Stube häuslich einzurichten. Jungpeter legte sich auf die Bank und beteiligte sich an allem folgenden nur durch wohlgefälliges Brummen, das bald in tiefes Schnarchen überging. Holtenbein warf das Felleisen ab, reckte und dehnte die Glieder und setzte sich dann zu Platenleger, der bereits vor einem halb geleerten Krüge saß.

Nun begann der Einheimische die Fremden auszuforschen: Woher? Wohin? Welch Handwerk? Anfangs überließ er ihnen die Führung des Gesprächs, aber er nahm an ihrem Tische mit Platz. Seine Fragen wichen kurzen Erlebnissen, die er

selbst an diesem oder jenem erwähnten Ort gehabt haben wollte. Immer breiter scholl der Strom seiner Rede an. Willenlos ließ Hannes sich darin fortreiben, Seine machte freilich noch einige Male Versuche, zu Worte zu kommen, aber es waren vergebliche. Der Redeschwall riß ihn mit fort, gegen Plummenschauster war nicht anzukommen. Und wie dem tobenden Wassersturz nichts widersteht, so hieb auch nichts verschont von des Erzählers Temperament, das im Wirbel alles durcheinander riß: Jugendliehen Uebermut, verbissenen Meid, rohes Kraftgefühl, lüsterne Gemeinheit, haarsträubendes Schaudern. Von den eigenen Heldentaten war er längst zu denen vergangener Zeiten hinabgestiegen.

Damals, ja damals, als Krakow noch Fürstensitz war, zu dem die Ritter und Mannen in festlichem Prunk zur Huldigung zogen; damals, als immer neue Tausende zur Blutskapelle wallfahrten, -- er zog den jetzt ganz in seinem Bann gesunkenen Schlächter ans Fenster: dort, rechts hinüber hatte er gestanden, der Sühnetempel für den an den Hostien begangenen Diebstahl. Und die Juden waren für ihren Frevel da drüben auf dem Juden- oder Jörnberge hingerichtet, alle aus ganz Krakow und Umgegend, Mann und Weib, alt und jung. Mit unheimlicher Anschaulichkeit schilderte er, wie die armen Opfer zu Tode gerädert seien, wie des Mordens nicht eher ein Ende gekommen sei, als bis der Henker, von der entsetzlichen Arbeit

ermattet, zu Boden gesunken. Der letzte Sünder sei nicht einmal mehr getötet und irre noch heute in mitternächtiger Stunde auf dem Jörnberge umher mit dem Rufe: „Schlag mi dod, schlag mi dod!“ — auffordernd, ihm den Tod zu geben, die Ruhe zu verschaffen, die er noch immer nicht gefunden habe. Und derjenige, welcher dem alten Juden da oben Erlösung brächte, daß er sterben könnte und tot bleiben, so wie andere ehrliche Christenleut, dem würde das größte Glück beschieden werden.

Groß und hell tauchte der Mond aus den Gipfeln der Jörnbergstannen empor, zitternd fiel sein Glanz über den Wald hinweg ins Wasser.

„Du lüggst!“ brach eine tiefe Stimme das Schweigen.

Der aus dem Schlaf erwachte und hinter die am Fenster stehende Gruppe getretene Schlosser ließ seine Hand wuchtig auf des Schusters Schulter fallen: „Du lüggst!“

Rasch wandte dieser sich um. Er versicherte, daß er die Wahrheit gesprochen, er beteuerte, er beschwor es.

Unheimlich still war's geworden. Schweigend trat Plummenschauster an den Tisch zurück und leerte sein Glas. Ohne ein Wort des Abschieds ging er von dannen. Der Schlachter stand am Fenster, sah dem abziehenden Sonderling nach, bis er verschwunden war, dann blickte er hinüber zum Mond. Nur einen Augenblick war der sichtbar,

jetzt jagte eine Wolke wie ein gespenstiger Reiter darüber hin, und wieder eine und noch eine. Aus ganz weiter Ferne grummelte der erste Donner eines nahenden Gewitters. Seine Platenleger sah wieder die Wolkenreiter und rief ihnen zu: „Horridoh!“

„Dich hat wohl der närrische Kerl verherzt? Möchtest Dir wohl das größte Glück verdienen, he? Dem Juden das Genick umbrehen, he?“

„Wenn's weiter nichts wäre, — warum nicht?“

„Na meinetwegen, aber Du, dann gib mir wenigstens nachher 'n ordentlich Teil ab.“

„Wovon?“

„Na, vom Glück!“

„So? — Glück. — Was ist das Glück, das größte Glück? Für mich wär's die Macht, der Ruhm, 'n Kerl möchte ich sein, der dem ganzen menschlichen Lumpengefindel einmal zeigte, was 'ne Harke is.“

„Blech!“ unterbrach der Schlosser die Schwärzerei des andern: „Geld, mein Junge, Schätze, Schätze an Gold und Edelstein, die lob ich mir. Für Geld kannst Du nicht blos die Menschen, für Geld kannst Du sogar den Deuwel tanzen sehen! Na und der olle Mosessohn da oben hat ganz gewiß nur solch' Glück zu vergeben, aber davon hoffentlich auch 'n ganzen Hümpel.“

„Tischler, was meinst Du?“ wandte der Schlachter sich an den Dritten. Holtenbein riß sich

los von dem wechselnden Spiel des Mondes und der Wolken jenseits des Wassers und sagte mitleidig: „Der arme Kerl, ich wünsch' ihm die Ruh.“

Ein doppeltes Hohngelächter war die Antwort. Aber draußen verkündete ein Donner, daß das Unwetter heraufzog. —

Hannes Holtenbein erwachte. Träumte er oder tobte wirklich das Gewitter um ihn herum? Ein Leuchten, fast gleichzeitig ein furchtbarer Schlag. Der Tischler fuhr auf. Die für seine Kameraden bereitete Streu war unberührt. Er rief ihre Namen. Keine Antwort. Nur wieder ein kräftiger Donner.

Haslig kleidete der Wanderer sich an und eilte ins Freie. Der Regen ließ nach, im Süden ward es lichter; das Wetter war schon im Abzug. Aber wo waren seine Gefellen geblieben? Sollten Sie? Ein Grausen packte ihn. Gewiß! Sie hatten garnicht das nächtliche Lager aufgesucht, sondern waren hinausgezogen zum Abenteuer mit dem irrenden Spuß!

Das Unwetter war vorüber. In strahlender Pracht hob sich die Sonne aus dem See. Frisch und schön trat die Welt in den Sonntagsmorgen.

Hannes eilte durch die Wiesen den Berg hinan. Er rief und horchte und spähte. Vergebens. Jenseits des Berges stieg er hinunter. Er hielt inne. Das herrliche Bild nahm sein Auge gefangen. Das leuchtende Wasser, durch vielgestaltige Buchten und Inseln unterbrochen und untermischt mit deren

wechselndem Laubgrün, die blendende Sonne, mannigfaltiger Vogelsang und feierlicher Kirchenglockenklang aus der von rechts herüber grüßenden Stadt wirkten gar wunderbar auf den jungen Burschen. Ja freilich, hier, auf diesem herrlichen Fleckchen Erde mußte es zu finden sein, hier mußte es wohnen: das Glück, das höchste Glück. — Ein Schrei zerriß den Frieden des göttlichen Bildes. Der Tischler wandte sich entsetzt nach links, da — unten im See, in der Bucht zwischen dem Ohmken- und dem Lebenwerder trieb ein Boot und daneben zwei, drei oder vier Menschen, die um Hülfe riefen. Hannes stürmte hinunter, das Felleisen flog an die Erde, der Knüppel daneben, rasch noch der Rock; dann ging es in den See.

„Erst die Lütten!“ rief ihm ein härtiger Mann zu, der mühsam zwei Kinder über Wasser hielt. Holtenbein nahm das eine und setzte es sich auf die Schulter, das andere hielt er mit der Linken. Plötzlich tauchte in seiner nächsten Nähe ein Kopf auf. Auch der Mann gewahrte ihn und schrie mit angstentstellter Stimme: „Anna, Anna!“ Aber jene hatte bereits das Bewußtsein verloren und drohte aufs neue unterzusinken, ehe es gelingen konnte, sie zu erfassen. Mit aller Kraft warf Hannes Holtenbein sich gegen die hemmende Flut. Die beiden Kleinen schrien und hätten ihn fast hinabgezogen, aber der Schwimmer biß die Zähne zusammen und dachte: es muß. Und es gelang. Er hielt die Sinkende hoch, bis der andere zur Hülfe herangelangt war.

Gerettet. Die zwei Kinder fühlten kaum festen Boden unter den Füßen, als sie schon wieder an Kurzweil dachten; nur als der Vater ihnen eine ernste Strafpredigt hielt, daß sie durch ihr Hin- und Herschaukeln das ganze Unglück verschuldet, das leicht ihrer aller Tod hätte herbeiführen können, wurden sie niedergeschlagen und sahen scheu nach der großen Schwester hinüber.

Starr und unbeweglich lag sie da, wie die beiden Männer sie gebettet, aber der stoßende Atem verkündete Leben, und nun schlug sie auch die Augen auf.

„Nu äwer fix nah Fuß in dröge Kleeder“, drängte der Alte, „den Rahn möten wi nahsten halen.“

Raum waren sie daheim angelangt, so war es auch schon in ganz Krafow bekannt: Möller Langwisch is mit sien drei Göhren up'n See west un binah versapen; 'n frömd'n Dischergesell hett se wedder rute halt. Und der Nachbar ging rum und sagte: „Jh, Rahwer, wat hest Du hüt morn oof all up'n See tau säuken?“

„Ja, nah dat Weder wier dat so schön, un de Göhren wullten so giern.“

Und die Nachbarin kam mit dem üblichen Topf voll Suppe und sagte: „Vermüntert Zug man ierst 'n beten.“ So kamen sie alle. Und der alte Tischler Warnke — gerade gegenüber, neben der Pumpe — sagte zu Hannes: „Mien Sähn, wenn Du de Discherie oof so good versteihst, as dit, denn kannst Du bi mi blieven.“

Da wurde der Geselle rot und sah verlegen umher, als er aber gewahrte, daß auch Anna rot geworden war und ihn ansah, als ob sie auf seine Antwort warte, da schlug er ein und blieb.

Die beiden Weggenossen Heine Platenleger und Fritz Jungpeter wurden später in einem Graben gefunden, und allmählig wieder nüchtern. Auf Gespensterjagd waren sie nicht gegangen, nur sehr stark betrunken gewesen. Dann zogen sie weiter ins Reich.

Auch von dem ruhelosen Juden hat man nie wieder gehört. Der ehrliche Wunsch eines mitleidigen Handwerksburschen hat seiner Seele den Frieden gegeben.

Hannes Holtenbein aber, der in Stadt und Land geachtete und beliebte Tischlermeister, erzählte noch oft bis an sein Ende, daß das höchste Glück, wie er es am Jörnberg gefunden, nicht Macht und Ruhm, nicht Gold und Edelstein sei. — Und dann gab er stets hinterher seiner Frau Anna einen Kuß.

Die Goldberger Kirchhofs-Linde.

Luftig flogen die kleinen Schlitten über die glitzernde Bahn, die Schnee und Eis über die holperige Straße gelegt hatten. Wenn ein Gefährt umschlug oder sich tief in einen Schneehaufen einwühlte, füllte der kreischende Jubel der Kinder den klaren Wintertag. Es war eine Freude, dem Spiel der Kleinen zuzuschauen, und Anna Lesenberg widerstand nicht länger den Lockungen der eigenen Jugendlust und den schmeichelnden Verbungen der beiden ihr anvertrauten Knaben. Lachend kauerte sie nieder auf den schmalen Sitz, und nahm den vierjährigen Klaus auf den Schoß. Der um zwei Jahre ältere Hans hockte sich vor ihr nieder. Ein kräftiges Abstoßen, ein warnendes „Bahn frei!“ und heidi ging es die Straße hinab, — bis der Anprall an eine Schneemauer, welchen der jubelnde Lenker absichtlich herbeigeführt zu haben schien, der Fahrt ein Ende bereitete. Während die Jungen eifrig und keuchend den Schlitten wieder den Weg zurück bergan schoben, sprang Anna mit lachenden Lippen und Augen nebenher, um dortoben sogleich aufs neue die Rutsch zu beginnen.

Der Gruß eines Mannes, den sie bisher nicht beachtet, machte sie erstarren, ließ ihr Antlitz sich verfinstern. Mit einem Schlage verstummte die Fröhlichkeit der Kinder. Ein ungebetener Gast legte seinen Bann auf die kleine Gesellschaft.

Und dennoch versuchte Amtshauptmann Bouchholz seinen mürrischen Zügen ein freundliches Aussehen zu geben.

„Guten Tag, Jungfer Anna! Ja, wer so jung ist wie Sie, kann die Fahrt immer noch mitmachen.“

Die Angeredete schwieg verwirrt, kaum daß sie dem sonst so Gestrengen für seinen Gruß dankte. Der Beamte hatte sich inzwischen der in Schweigen verharrenden Kinderschar zugewandt, aus der er rasch die beiden jungen Begleiter des Mädchens, Christian Lesebergs Sprößlinge, herausfand: „Na Hans, das macht Euch wohl Spaß?!“

Ein schüchternes „Ja“ des Angeredeten war die Antwort.

„Klaus kannst Du denn auch schon fahren?“

„Fein! Sall'ck di't mal wiesen?“ gab der jüngere keck zur Antwort, entriß dem Bruder die Leitschnur, und ohne des Mannes Ermunterung: „Na denn mal los!“ erst abzuwarten, setzte er mit scharfem Ruck davon.

Die natürliche Unbefangenheit der Jugend errang rasch einen vollständigen Sieg über die anerzogene Scheu vor dem gewaltigen Machthaber. In die Schar kam hastige Aufregung. Jeder wollte es Klaus Leseberg nachtun, und sogleich tummelten

sich alle wieder in buntem, lärmenden Durcheinander. Nur Anna hielt sich zurück. Schweigend verfolgte sie das Treiben ihrer Nessen; scheu warf sie einen Blick auf den wenige Schritte vor ihr stehenden Amtshauptmann, der mit gespanntester Aufmerksamkeit das Spiel der Jugend zu beobachten schien. Wie war es nur möglich, daß dieser harmlose Kinderfreund solch ein Wüterich war, wie er es doch nach den Reden des Vaters, des Bruders, der ganzen Stadt sein mußte? Vielleicht war er gar nicht so schlimm, und nur die Einsamkeit da oben im Amtshause hatten Leben und Freude in ihm vergraben. Bouchholz wandte sich ihr zu:

„Ach ja die glückliche Jugend!“ sagte er seufzend, und ein mehrmaliges Neigen des Hauptes gab den Worten tieferen Nachhall.

„Wir müssen alle einmal alt werden!“ erwiderte Anna in dem Gefühl, dem armen Griesgram irgend etwas antworten zu müssen.

„Ja, wenn wir dann vorher wenigstens einmal jung gewesen sind, — aber ich bin nie jung gewesen, nie fröhlich, nie glücklich!“

Ein „Ach!“ war Annas ganze Antwort, aber in ihren Mienen las jener noch etwas mehr, und lebhafter werdend fuhr er fort: „Meine Jugend war trostlos, mein Leben ist einsam. Was gäb' ich um so einen Jungen! Klaus, komm mal her!“

„Wat fall ich?“

„Willst Du mit mir kommen?“

„Ne.“

„Auf's Amt, weißt Du, in den großen Garten. Oh, da würd' Dir's gefallen!“

„Gest Du dor ook 'ne Glädenbahn?“

„Und was für eine! Die geht ganz steil den Berg hinunter, viel doller als diese.“

Das gab den Ausschlag. Die beiden kleinen Hände als Schallrohr benutzend, schrie Klaus seinen Bruder zu:

„Hans, kumm, wie will'n mit em in sienen Gohren. Dor is 'ne bätter Glitsch.“ Mit einer nachlässigen Geste deutete er zur Erklärung auf den Amtshauptmann. Dann ergriff er rasch und kräftig die Rechte, die dieser ihm lächelnd entgegenstreckte. Den Schitten hinter sich her leitend, zog das ungleiche Paar ab.

Der Vorfall war für Anna so überraschend gewesen, daß sie jetzt erst sich aufraffte, den Ausreißer nachzurufen: „Klaus! Willst Du mal! Das darfst Du doch nicht!“

Bouchholz hielt an und wandte sich um: „Lasse Sie doch dem Jungen die Freude!“

Hans, der inzwischen herangelaufen war, bettelte gleichfalls, von Neugierde nach dem großen, geheimnisvollen Garten erfaßt: „Bitte, bitte, Tante Anna!“

Und Klaus kommandierte pagig: „Du fallst ook mitkamen!“

Durch die zusammengekniffenen Lider blinzelte Bouchholz das Mädchen an: „Geb' Sie nur nach, Jungfer Anna, komm Sie mit; da oben

geschieht ihr nichts und die Kinder wollen es doch so gerne!"

"Nein, nein, wenn der Vater es erfährt — —"

Die Bouchholz, dessen Stirne sich in die gewöhnlichen, Unmut verkündenden Falten zu legen begann, antworten konnte, schlug Klaus das Bedenken nieder: „Oh, das schad't nich!“ Dann packte er energisch die Hand des Begleiters. Der ältere Bruder schloß sich an, und der Abmarsch begann von neuem.

„Klaus! Hans!“ rief die zurückgelassene Wärterin mit angsterfüllter Stimme. Vergebens. Sie gewahrte, wie der Mann sich nieder beugte, auf die Kinder einredete — und mit ihnen den Weg setzte. Was blieb ihr übrig? Die ihr anvertrauten Meßen durfte sie nicht verlassen, am wenigsten dort vor jenem! Sie eilte ihnen nach. Fast hatte sie die Ausreißer erreicht, da machten die drei Kehrt. Im nächsten Augenblick hingen die beiden Rangen an ihrem Halse, sie mit Liebkosungen erstickend. Und der Entführer ermunterte noch: „So ist's recht, Jüngens —! Die Jungfer Anna stellt sich nur so hartherzig.“ Zu ihr selber fuhr er fort: „Wenn Sie mir nicht folgen will, so lasse Sie sich doch wenigstens durch die Bitten der Jungen erweichen!“

„Der Vater wird schelten —.“

„Ich werde nachher selbst bei ihrem Vater vorgehen. Er wird nicht schelten.“

Der resolute Klaus hatte inzwischen bereits wieder das alte Mittel angewandt, seinen Willen

durchzusetzen: er zog einfach ab, dem ersehnten Ziele zu — Hans hinterher. Willenlos folgte Anna den Kindern, ohne zu hören, was ihr Begleiter sprach. Sie verstand nicht sein Bitten und Drängen, sie sah nur ängstlich und unausgeseht auf die Knaben.

Mutig steuerten diese jetzt auf die sonst so scheu gemiedene Gartentür zu, aber ein Befehl des Amtshauptmanns hielt sie zurück: „Halt, dort ist zugeschlossen. Wir müssen durch's Haus!“

Er selbst half den Schlitten die Treppe hinantragen, die in den Mittelbau des stattlichen Hauses führte. Aber ein kleines, vertrocknetes Männlein mit hämischen Mienen brachte den kaum im Flur angelangten Zug zum Stehen.

„Was gibt's?!“ herrschte Bouchholz ihn an, in Ton und Gebärde einen aufsteigenden Groll verkündend.

„Ein Schreiben der Polizei-Kommission“, lachte der andere listig: „Ich hab's ja gesagt! Die Bürger sollen das Recht des Baumgeldes behalten — —!“

„Daß Dir der Satan die Zunge verdorre!“ Krachend flog der von dem Wütenden davongeschleuderte Schlitten gegen den schweren Tisch: „Ich will's aber nicht! Hörst Du! Ich will nicht! Ich will diesen elenden Bürgern — —“, jäh brach er ab. Mit schweigender, herrischer Handbewegung wies er den Beamten hinaus. Dann wandte er sich seinen Gästen zu.

Von Entsetzen über den Auftritt gepackt, hatte sich das Mädchen fast bis an die Tür des Gemachs zurückgezogen. Der ältere Nefte hielt die Beschützerin umschlungen, der mutige jüngere rettete das liebe Gefährt, es zugleich sorgsam nach Spuren der rohen Behandlung des Wüterichs untersuchend.

Vergebens bemühte sich Bouchholz, den Sturm aus seinem Antlitz zu bannen. Die gewaltige Bornesader und das mühsam erzwungene Lächeln bildeten nur ein wiederwärtiges Gesamtbild. Anna zog Klaus zu sich heran und wich weiter zurück. Aber jener war nicht gewillt, seine Beute, nach deren Fang er schon so lange listig gespäht, fahren zu lassen. Er mußte den Eindruck seines Bornes verwischen, am wenigsten durfte eine Leseberg sich jemals wieder dessen erinnern, was sie hier im Amtshaus gesehen und gehört. Hestig begann er auf sie einzureden: „Das war häßlich, nicht wahr? Was diese dummen Beamten mir für Aerger bereiten! Wenn ich die besten Absichten habe, — und die hab' ich immer! — alles wollen sie einem verleiden und stören! Wenn ich nicht von ganzem Herzen das beste der Stadt erstrebte, wär' ich längst davon gelaufen. Ich mein's ja so gut mit ihr!“

Sein keuchender Atem schlug Anna ins Gesicht. Hastig löste sie ihre Rechte aus der Umklammerung des jetzt sich ebenfalls ängstlich an sie schmiegenden Klaus und suchte den Türgriff. Aber ihr Bedränger

kam ihr zuvor. Mit gierigem Ruck packte er ihre Hand. Seine harte Stimme zwang sich auf den Flüsterton des Verräters hinab: „Nein, Jungfer, so geb' ich Sie nicht frei! Anna, nimm doch Vernunft an! Jungz, laßt sie los! Geht in den Garten, wir kommen gleich nach!“

„Nein, nein!“ schrie das Mädchen entsetzt, entrang sich den Händen des Mannes, und beugte sich zu ihren Schützlingen nieder, die sich ängstlich an sie schmiegen. Bouchholz versuchte noch einmal, sie umzustimmen, sie zu umfassen: „Anna, sei nicht so törricht. Wenn ich Dir sage, daß ich Dich liebe —“

Ein Faustschlag unterbrach seine Rede.

Während er zurücktaumelte, gewann Anna mit den Knaben die Thür und die Freiheit. Sie hasteten die Treppe hinunter und stürmten davon. Als sie gewahrten, daß niemand folgte, machten die Geängsteten Halt. Keuchenden Atems, stürmenden Blutes blickte Anna zurück nach der Höhle des Verbrechers. Dunkle Glut lag auf ihrem Antlitz. — Ein tiefer Seufzer, ein wildes, trotziges Schütteln des schönen Kopfes, dann kniete sie nieder, behutsam und zärtlich, und küßte einen der Knaben nach dem andern.

Anna hatte das Abenteuer in tiefe Vergessenheit versenken, niemandem verraten wollen, aber schon auf dem Heimwege wurde ihr klar, daß dies unmöglich sei. Hans und Klaus würden über das Erlebnis nicht schweigen, und die übrigen Kinder, die sie mit dem Amtshauptmann hatten davongehen

sehen, würden die Neuigkeit schon in der Stadt herumbringen.

Die herannahende Gefahr fürchtete Anna und suchte sie zu vermeiden, aber im Unglück selber blieb sie aufrecht und tapfer, wie sie es beim Vater und Bruder kannte.

Als sie im Hause den ersteren allein antraf, begann sie sogleich: „Vater, ich habe Dir was zu erzählen.“

„Oho, erwiderte der Alte, und blickte, erstaunt über den ernststen Ton seiner Tochter, von den Alten auf, die er just durchblätterte.

„Ich war beim Amtshauptmann.“

Rathsherr Lesenberg fuhr auf. Die stattliche Figur erhob sich in ganzer imponierender Größe. Unter den dichten, weißen Brauen hervor blitzten zwei lebenssprühende Augen die Tochter an: „Wo warst Du?“

„Beim Amtshauptmann.“

Mit einem vollen Blick, in dem Sorge, Zärtlichkeit und Erwartung sich mischten, umfaßte der Vater noch einmal das Bild seines Kindes, dann schritt er schweigend zur Thür, verriegelte sie und jetzt erst forderte er auf: „Erzähle!“

Anna erzählte: Wie der Amtshauptmann die Kinder verführt und sie alle drei nach dem Amt gelockt habe. — Sie zögerte.

„Und da?“

„Da sagte er etwas zu mir —“

„Weiter!“

„Ich — ich gab ihm einen Hieb und floh.“

Der Ratsherr beugte sich nieder, das alte und das junge Sternenpaar spiegelten sich ineinander, licht und rein, dann fand sich Mund zum Mund. — Mit kraftvollem Ruck riß der Alte sich los. Von der Borte nahm er den Hut, aus der Ecke den Stock. Die Prüfung, der er den letzteren unterwarf, ließ Anna sein Vorhaben erraten.

„Vater“, begann sie, „laß das! Ich habe ihm eins gegeben, da denkt er sein Lebtag dran!“

„Ich will das Gewürm lehren, meine Tochter anrühren!“

„Das hab' ich schon selbst getan! Nun ist die Sache vorbei. Ich wollte Dir's nur sagen, ehe Du von andern Leuten erfährst, ich sei mit dem Amtshauptmann gegangen. Laß es ruhen und wirble nicht noch mehr Staub auf!“

„Hm — vielleicht hast Du recht. Wenn dem Lumpen der Schlag eines Mädchens nicht Weh bringt, so verursacht ihm eine männliche Tracht Prügel auch keine Schmerzen. Die Geschichte würde nur noch ruchbarer werden. — Du hast recht, mein Anning. Er hat seine Strafe davon, laß ihn laufen! Wir aber müssen dafür sorgen, daß keiner weiter davon erfährt. Niemand soll wissen, was Anna Losenberg da oben im Sündenpfuhle mit dem Schurken gesprochen und getan. Versprich mir das!“

„Das versprech' ich Dir, Vater!“

Damit schien der Vorfall erledigt.

Der sonst so heißblütige, fast jähzornige Rats=herr wurde unter dem Einfluß seines Kindes ruhig und still. Ein paar Minuten blieb er noch nach=denklich an dem Fenster stehen, dann machte er sich wieder an die unterbrochene Arbeit.

Aber das beim Ratsherrn durch Alter und Vaterliebe gemäßigte ungestüme Temperament herrschte noch in unbezwungener Leidenschaft in Christian, Annas älterem Bruder. Dessen sanftmütiges Weib bildete wohl einen Gegensatz zu dem Gatten, vermochte indes keinerlei Einfluß auf ihn auszuüben. Von des ungleichen Paares ungleichen Kindern hatte der ältere, Hans, die stille Art der Mutter geerbt, der jüngere, Klaus, den ganzen trogigen Mut des Vaters und des Großvaters.

Anna suchte dem nahenden Sturm durch Ruhe zu begegnen, als an dem nächsten Tage der Bruder mit finsternen Zügen an sie herantrat. „In der Stadt wird erzählt, Du seiest gestern mit dem Amtshauptmann zusammen aufs Amt gegangen, seiest in seinem Hause gewesen!“

„Das ist wahr, Christian. Er hatte die Kinder überredet, mit ihrem Schlitten in den Amtsgarten zu kommen. Ich wollte es zuerst nicht leiden, weil sie aber so baten, ging ich mit ihnen hin. Nachher kam was anderes dazwischen, da sind wir gleich wieder umgekehrt.“

Sie hatte sich die Antwort schon vorher zurechtgelegt und gehofft, den Trager so zu befriedigen, aber schon brauste er auf:

„Also wirklich! Schämst Du Dich nicht, auch nur einen Schritt neben dem Manne zu gehen, den ganz Goldberg haßt wie die Pest! Du vor allen solltest doch wissen, wie der Vater und ich gegen ihn an arbeiten, weil er der Stadt ein Recht nach dem andern nimmt, weil er nicht Recht noch Gesetz scheut, seinem Eigendünkel, seiner Habsucht zu fröhnen!“

„Ich tat es, weil die Kinder — Deine Kinder so haten!“

„Meine Kinder! Ah! Die Schande, daß meine Kinder mit jenem gesprochen, gegangen, vielleicht sogar seine Hand berührt! Ah, Anna, die Schande hättest Du mir ersparen können!“

„Christian, Du bist ungerecht in Deinem Zorn, was wissen die unschuldigen Jungen vom Streit der Väter? Und ich? Sollte ich die beiden allein lassen, als sie gegen meinen Willen mit jenem davon zogen?“

„Haben sie Dir nicht gehorcht?“

„Du kennst doch Klaus!“

„Ach ja! — ich kenn mein Fleisch und Blut! Verzeih Anna, ich war zu heftig.“

Er wandte sich zur Thür. Anna atmete erleichtert auf. Aber Christian machte plötzlich noch einmal Kehrt:

„War't Ihr denn lange da oben? Und wie be-
nahm sich der Kerl?“

Diese Frage des Bruders hatte die Schwester gefürchtet. Rasch gefaßt, trat sie dicht auf ihn zu:

„Christian, darüber kann ich Dir nicht Rede stehen. Ich hab' dem Vater versprochen zu schweigen.“

„Dem Vater — versprochen — zu schweigen?“

„Ja. Mein Wort wirst Du achten, nicht wahr?“

„Ja.“ — Mit gesenktem Haupt ging er hinaus.

Aber noch eine zweite Probe blieb dem Mädchen zu bestehen.

Es war Sonntag, der Gottesdienst beendet. Vor dem Portal und um die Kirche herum standen die Menschen in kleinen Gruppen, ein Familienmitglied erwartend oder Bekannte begrüßend. Dann verlief sich allmählich die Gemeinde. Auch Ratsherr Lesenberg hatte länger verweilt, Bürgermeister Rygenthal hatte ihn angesprochen und nachher noch dieser und jener. So kam es, daß er als einer der letzten auf dem Platze blieb. Weit vorne in der Kirchenstraße sah er schon Sohn und Schwiegertochter gehen. Er mußte rüstig auschreiten, die Seinen einzuholen. Da schaute er unversehens einmal zurück und gewahrte Anna noch auf dem Kirchplatze. Der Vater nickte ihr zu — und setzte seinen Weg fort. Neben der Tochter stand Achim Janzen, da war sie in guter Hut. Alle Welt wußte ja, daß die beiden im Herbst übers Jahr zusammen vor den Altar treten sollten. Der Alte war mit der Wahl seiner Tochter zufrieden, sehr zufrieden, ein glückliches Lächeln glitt über seine Züge.

Seine Tochter sah freilich in diesem Augenblick nichts weniger als glücklich und zufrieden aus. In

ihren auf den Verlobten gerichteten, flehenden Augen drohten Tränen den Glanz zu trüben.

„Hast Du denn kein Vertrauen mehr zu mir?“

„Das hat garnichts damit zu tun. Ich muß gerade Deinetwegen wissen, was da oben passiert ist, damit ich den Leuten das Maul stopfen kann. Ich halt' das nicht aus, wenn sie in hämischer Schadenfreude um mich herumschleichen, hinter meinem Rücken spötteln und mich bedauern. Ich will nicht bedauert sein! Aber ich muß jedem Schleicher ins Gesicht sagen können: So und so ist's gewesen. Und wenn er's dann nicht glaubt, dann schlag' ich ihn nieder!“

„Achim sei lieb“, sie streckte ihm die Rechte entgegen, „ich darf Dir's nicht sagen, ich hab' es dem Vater versprochen.“

„Warum das? Wozu?“

„Es sollte vergessen sein, ganz rasch — ganz tief.“

„Vergessen? So was vergeß' ich nicht, das frißt sich in mir fest, das reißt Du nie wieder aus mir heraus!“

Anna wankte zurück. Die Hand, die vergeblich nach der seinen gesucht hatte, tastete Hilfe heischend umher und legte sich, einen Halt begehrend, an den mächtigen Stamm der uralten Linde. Das heiße Haupt sank gegen den harten, kalten Baum. Ihre Tränen benetzten ihn. Noch einmal nahm sie den Kampf auf, galt es doch, ihr liebstes, ihr höchstes vor der Vernichtung zu retten. Festen Schrittes und ruhigen Antlitzes trat sie dem Manne

entgegen, der jetzt entscheiden sollte, ob er ihr Gatte werden würde oder nicht: „Achim ich schwör' Dir bei Gott, es ist dort nichts geschehen, was Dir oder mir zur Schande gereicht! — Achim, sei nicht so hart wie das Eis und so taub wie der Frost. Wenn der Frühling kommt, bringt er aufs neue Leben und Blühen. Dann soll diese alte blühende Linde Dich, Achim, erinnern, daß Du tauber denn Frost und härter denn Eis!“

In hoher, jungfräulicher Schönheit stand sie vor ihm. Ein Augenblick des Schweigens. — Sie wandte sich ab von ihrem ehemaligen Verlobten. Freien Hauptes schritt sie stolz dem Vaterhause zu.

„Es gibt eben Dinge, die die Weiber einfach nicht verstehen“, brummte Janzen und machte sich gleichfalls davon, aber nicht, ohne vorher noch einmal einen scheuen Blick von unten herauf auf die mächtige Linde zu werfen, die ihre kahlen, schneeigen Nester unheimlich und tot in die Lüfte streckte.

Immer wilder wurde die Erbitterung der Bürgerschaft gegen den Amtshauptmann Bouchholz, der die städtischen Behörden und Beamten als Untergebene behandelte und in Goldberg schaltete und waltete, wie es ihm beliebte.

Sein Befehl, die bisher an den Markttagen übliche Erhebung einer Abgabe von den die Schlagbäume Passierenden in Zukunft zu unterlassen, brachte das Pulverfaß zur Entladung. Es war ein altes, verbrieftes Recht der Stadt, und

die Viertelsmänner hatten pflichtmäßig auf die Erfüllung geachtet. Das sollte jetzt einfach aus der Welt geschafft sein, weil es jener wollte? Nimmermehr!

Zu den Viertelsmännern gehörten auch der jüngere Lesenberg und Janzen, zwei Männer, die bereit waren, ihr Recht bis zum äußersten zu verteidigen. In einer geheimen Sitzung, die im Hause des Ratsherrn abgehalten wurde, beschlossen die Viertelsmänner, trotz des Verbotes den Schlagbaum zu besetzen und das Begegeld zu erheben. Einzelne waren freilich noch schwankend, aber Christian Lesenberg riß sie mit fort. Der Ratsherr wünschte dagegen, zunächst noch einmal mit dem Bürgermeister die Sachlage zu besprechen und sogleich eine Beschwerde an die Regierung einzureichen. Damit waren alle einverstanden, und so trennten sich die Verschworenen.

Anna hatte sich fern gehalten, aus den erregten Gesprächen aber doch entnommen, um was es sich handelte. Da fiel ihr das Erlebnis auf dem Amt in voller Deutlichkeit wieder ein.

Der Alte hatte seinen allabendlichen Rundgang durch das Gehöft beendet, als die Tochter anfang: „Vater, Ihr habt heute von den Schlagbäumen gesprochen. Davon hab' ich neulich beim Amtshauptmann auch was gehört. Als wir damals ins Haus kamen, trat einer von den Schreibern auf ihn zu und sagte, die Polizei hätte geschrieben, die Bürger sollten das Baumgeld behalten.“

„Wer hätte das geschrieben?“

„Die Polizei, meine ich, sagte er.“

„Die Polizei-Kommission vielleicht?“

„Ja, richtig, so war's: die Polizei-Kommission—“

„Die Bürger sollten — —“

„Die Bürger sollten das Baumgeld — nein: das Recht des Baumgelds behalten. Jetzt weiß ich's wieder ganz bestimmt, so sagte er. Ich seh' ihn noch vor mir, wie er das sagte. Da wurde der Amtshauptmann ganz wild und fluchte und schrie etwas von „elenden Bürgern“, dann besann er sich plötzlich und fing an, sich bei mir zu entschuldigen, und dann redete er und bat, ich sollte doch bleiben. Und wie ich die Tür aufmachen wollte, nahm er meine Hand — na und da — da langte ich ihm eine.“

„So so, das ist ja ganz etwas neues! Das ist ja eine wichtige Nachricht. Der Mann setzt sich also einfach über die Entscheidungen der Polizei-Kommission hinweg, und befiehlt das Gegenteil! Warte, das bricht Dir den Hals! Anning, da hat Dein Abenteuer ja doch noch etwas Gutes gebracht!“

„Ach Vater, — aber Achim — —“ Die Stimme versagte.

Schluchzend hing das Mädchen am Halse des Alten.

„Nun, nun, was gibt's? Habt Ihr Euch gezannt?“ Ich hab's wohl bemerkt, daß Ihr beiden Euch aus dem Wege geht. Das gibt sich wieder. Was sich liebt, das neckt sich!“

„Nein, nein! Mit uns ist's vorbei. Achim glaubt mir nicht. Und ich hatt' Dir doch versprochen, still zu schweigen.“

„Daß gut sein, Anning, ich werd' mal mit ihm reden.“

Am nächsten Tage fiel es den Goldbergern auf, daß ihr Ratsherr so oft und mit solch ernstem Gesicht die Straßen durcheilte.

Bei Janzen war er kühl aufgenommen, und hatte nichts ausgerichtet. Wenn Anna vor ihrem künftigen Manne Geheimnisse habe, sei es doch wohl besser, man unterlasse die Heirat. Die Versicherung und Erzählung des Ratsherrn hatte er ruhig angehört: „Glaub ich ja gern, gewiß, ja ja, aber ich will nicht mehr.“ In seinem Innern raunte der Stolz der Eifersucht zu: Der Alte braucht rasch einen Tochtermann, — nein, Achim Janzen, bleib' hübsch davon!

Vater Lesenberg ging. Bitten und Betteln wollte er nicht. Und doch hätte er es vielleicht für sein Kind getan, aber er sah, hier war alles vergeblich.

Er ging. Wohin? Nur nicht nach Hause. Er fürchtete die Fragen, die Augen seines Kindes. Rastlos eilte er durch die Straßen. Ab und an versuchte er, die Gedanken in ruhige Bahnen zu zwingen. Irgend etwas mußte geschehen, — aber was? Der Amtshauptmann war schuld an dem Zerwürfniß. Sollte er hingehen, den Glenden zertreten? Der fremde Frechling war nicht damit

zufrieden, die Stadt, seine, ihm ans Herz gewachsene Vaterstadt in Schaden und Knechtschaft zu stürzen, — nein, jetzt trug er schon das Unglück in den Kreis der Familie. Oh, wie er ihn haßte!

Mit plötzlicher Wendung eilte er nun zum Bürgermeister. Aber Rychenthal war ein vorsichtiger Beamter, der dem ungestümen Eifer des greisen Rathsherrn nicht folgen wollte. Es sei ja traurig und ungerecht, daß der Stadt das Baumgeld genommen werden sollte, aber es ließe sich nichts dagegen machen.

„Die Polizei-Kommission hat es ihm direkt verboten, hat geschrieben, daß die Bürger das Recht des Baumgelds behalten sollen!“

„An wen hat sie das geschrieben?“

„An ihn selbst.“

„Woher wißt Ihr das?“

„Das — das kann ich nicht sagen, genug ich weiß es, weiß es ganz bestimmt!“

„Ja, mein lieber Freund, das ist aber kein Beweis.“

„Ich lege den Eid darauf ab.“

„Das ist ja ganz schön und gut, aber das kann uns nichts nützen. Und außerdem: Wenn er wirklich ein derartiges Reskript erhalten hat, wird er ja auch sein Verbot wieder aufheben.“

„Das ist ja seine unerhörte Frechheit, daß er das nicht tut, daß er die Entscheidung einfach unterschlägt.“

„Oh, das ist ja garnicht möglich.“

„Es ist so, verlaßt Euch darauf!“

„Ja, das müssen wir doch erst abwarten!“

„Abwarten!? Wir haben schon viel zu lange gewartet!“

„Ihr seid ein Hitzkopf, Ratsherr. Ich will nichts mehr davon wissen.“

Lesenberg ging. Einen Viertelsmann nach dem andern suchte er auf: Der Bürgermeister sei lau, der Beschwerdeweg zu langwierig, man müsse handeln, die Bürger sollten sich selbst helfen. — Der gestern in der geheimen Zusammenkunft noch zurückhaltende Friedensfreund war über Nacht zum aufreizenden Empörer geworden.

Als er spät heimkehrte, wollte er sein Kind mit der Hoffnung auf die Zukunft, mit der Aussicht auf Rache trösten. Aber Anna wehrte ruhig ab. Sie hatte die Erfolglosigkeit seines Vermittlungsversuchs bei Janzen vorausgesehen. Sie hatte mit der Hoffnung abgeschlossen, und Rache begehrte sie nicht.

*

*

*

Der Markttag brach an.

Die Viertelsmänner zogen auf die ihnen durchs Loß bestimmten Posten: Christian Lesenberg, Achim Janzen und noch einige andere besetzten das Mühlentor. Der Ratsherr schloß sich ihnen an.

Aber kaum sind sie angelangt, als auch schon der Feind anrückt: Unteroffizier Hansen mit einem kleinen Kommando.

Seine Aufforderung, den Schlagbaum freizugeben, wird abgelehnt. Die Soldaten ziehen sich

zurück, um vom Amt Order einzuholen. Nach einer Pause kommt der Landreiter und bringt den Befehl des Amtshauptmanns, den Schlagbaum mit Gewalt zu besetzen, und die Rädelsführer festzunehmen. Hansen marschiert also los: „Weg da, oder ich laß Euch alle arretieren!“

„Kumm man ran, wenn du wat wißt!“

Mit gezogenem Säbel geht der Unteroffizier vor. Da tritt ihm der Ratsherr entgegen.

Mit einem gewaltigen Hieb seines Stockes schlägt er dem Angreifer die Waffe aus der Hand, daß sie zersprungen davonfliegt.

Die Soldaten eilen ihrem Führer zu Hilfe, aber schon greift das herumstehende Volk in den Kampf ein. Mit Forken und Hacken, mit Gräbern und Knüppeln stürzen sie sich auf das Militär. — Eine furchtbare Prügelei — dann eiligste Flucht der entwaffneten, verhauenen Söldner des Amtshauptmanns.

Aber einem kurzen Siegestaumel folgte eine lange, bange Zeit tiefster Niedergeschlagenheit. Bouchholz gab sich nicht so leicht besiegt. Eines Tages traf aus Güstrow ein größeres Militäraufgebot ein, die beiden Leseberg's, Janzen und noch ein paar wurden vorläufig verhaftet.

Dann freilich nahm der Prozeß plötzlich eine glückliche Wendung. Die herzogliche Regierung legte sich ins Mittel. Den Bürgern wurde aufs neue das Recht auf Erhebung des Baumgeldes zuerkannt. Bouchholz erhielt eine derbe Zurecht-

weisung: Du bist es, der allein an der ganzen Geschichte schuld ist, — du bist es, der die Entscheidung der Polizei-Kommission einfach unbeachtet gelassen hat, — du bist es, der die gegen die Bürger gerichtete Verordnung der Regierung erschlichen hat, — und so ging es noch ein paar Seiten fort.

Das kränkte den Amtshauptmann tief, er sann auf Rache. Der Prozeß wurde noch einmal aufgenommen, und diesmal wurden die Verschwörer und Empörer wegen der Gewalttätigkeit ihrer Aemter entsezt und zu einigen Tagen Haft verurteilt, auch sollten sie die Kosten tragen. Schließlich brummte jedoch die Regierung hiervon noch einen Rest dem ganz in Ungnade gefallenem Amtshauptmann auf.

Der alte Lesenberg fand sich in sein Schicksal. Das Recht seiner Vaterstadt war gewahrt geblieben. Seine eigenmächtige, gewalttätige Selbsthülfe war strafwürdig, das sah er ein, und die ihm täglich und überall entgegentretende Anerkennung und Teilnahme der Bürger gab ihm stolze Genugthuung. Sein Sohn dagegen bekämpfte das Urteil als hart und ungerecht durch verdoppelten Haß gegen Bouchholz.

Achim Janzen war mit Gott und der ganzen Welt verfallen. Mürrisch zog er sich von allem zurück und verschloß sich in sein Haus. Nur abends, nachts, dann schlich er bisweilen heimlich zur Kirche, und betrachtete voll Entsetzen und Zorn, voll Angst

und Haß die uralte Linde, die gespenstisch und anklagend ihre nackten Arme gen Himmel hob. Frühling war es geworden und Sommer. Rings prangte die Welt im schönsten, grünen Schmuck, — nur die Linde blieb kahl und dürr, kalt und taub, — tot.

Achim wollte es nicht glauben und konnte doch nicht zweifeln. Da beschloß er mit Gewalt in das Geheimnis der Natur einzudringen.

Mit aller Kraft schlug er die mächtige Axt in den Stamm. Durch das nächtliche Schweigen zog ein dumpfer Wiederhall. Mit grimmiger Miene prüfte der Frevler die Wunde. Kein Tröpflein rann, nichts verkündete Saft und Leben. Scheu verbarg er den trockenen Span und schlich heim.

Am nächsten Tage übergab Achim Janzen Haus und Hof der Obhut eines Verwandten und zog davon.

Auf Anna hatte das wunderbare, plötzliche Absterben des alten Baumes zunächst eben solch tiefen Eindruck gemacht. Aber nachdem Janzen ohne Versöhnung, ohne Abschied von ihr gegangen war, ging eine Wandlung in ihr vor. Achim hatte sich von ihr abgewandt, und des Himmels sichtbarer Wille hatte sie von einander geschieden. Nun erst gestand sie sich selber, daß sie dem Verlorenen eine Liebe entgegengebracht habe, die sie niemals überwinden würde. Aller Stolz und Zorn versank — je länger desto tiefer — in heiße, treue Sehnsucht nach dem Geliebten, zart und leis und heimlich

zog sie in ihrem Innern ein neues Pflänzlein auf: die Hoffnung. War auch die Linde verdorrt, ihr Hoffen trieb Blüten.

Dann brach es auf einmal hervor, als sich durch Goldberg die Kunde verbreitete, der alte, abgestorbene Baumriese sollte abgehauen werden. Da sprengte die Hoffnung die Nacht des tiefverschlossenen Geheimnisses, und das liebende Weib nahm den Kampf um das verlorene Glück gegen die ganze Stadt auf. Das in den letzten Monden allen so scheu und menschenfeindlich erschienene Mädchen lief von einem Viertelsmann zum andern, suchte die Rats Herrn auf, ging den Bürgermeister an, immer mit der gleichen Bitte: Laßt die Linde leben, laßt sie stehen!

Sa, als ihr Vater unerbittlich blieb und fest erklärte, nach seiner Absehung sich nicht wieder mit städtischen Angelegenheiten befassen zu wollen, da raunte sie ihm zu: „So geh' ich zum Amtshauptmann. Der hat mir mein Glück genommen, der soll's mir wiedergeben!“

Da erkannte der Alte, daß nicht kindischer Wunsch Anna so fordern hieß, sondern er ahnte den dunklen Zusammenhang zwischen der Trennung seiner Tochter von ihrem Verlobten — und jenem Baum. Jetzt übernahm er selbst an seines Kindes statt das Werben. Und die Bürgerschaft ehrte die Verdienste des ehemaligen Rats Herrn durch den Beschluß, die Linde noch sieben Jahre lang zu erhalten, ob sie nicht doch noch inzwischen wieder

ausschlage und aufs neue erwache. Damit war Anna zufrieden.

Der Winter kam wieder mit Sturm und Frost, und ringsumher ward alles so kahl und tot, — wie die Linde.

Als aber die Märzsonne höher und höher am Himmel stieg, da ward's wieder hell und lebendig in der ganzen Natur und auch in der Seele des Menschen. Da lockte aufs neue, so lange entbehrt, so alt und so traut, die Heimat, die Liebe.

Anna schrie auf, als der Fremdling mit den ihr ewig unvergeßlichen Zügen plötzlich in die Stube trat. Christian Lezenberg aber erhob sich rasch, bahnte sich eilends einen Weg durch die am Boden spielenden Knaben und begrüßte herzlichst den alten Freund: „Achim Sanzen — bist Du's wirklich? Sung, wo mi dat freut!“

„Ja, ich bin's. Ich muß wohl. Ich glaub', ich — ich hab' so was wie Heimweh.“

Scheu wich Anna vor dem Eindringling zurück mit zur Abwehr erhobenen Händen. Achim folgte ihr: „Hast Du kein einzig Wort des Willkommens für mich?“

„Die Linde, die Linde!“ rief das Mädchen zurück, vergeblich die hervorbrechenden Tränen niederzwingend.

„Anna!“ Mit sanfter Gewalt wollte er die, ihre lieben Augen verbergenden, Hände vom Antlitz ziehen, — da trat ihm unvermutet ein Gegner entgegen. Klaus zerrte ihn kräftig am Wams und

drohte: „Du, lat ehr in Rauh! Süß haut se di een' in de Snut.“

„Klaus!“ schrie Anna entsetzt und: „Jung!“ der Vater.

Janßen aber lachte und beugte sich nieder zu dem kleinen Wicht: „Wat deiht se?“

„Se haut die eenen an't Mul, so as den annern.“

„Becken annern?“

„Den Kirl in dat grote Hus.“

Janßen forschte weiter. Was Klaus nicht wußte, sagte Hans. Rasch und sicher rekonstruierte der wißbegierige Forscher das ganze kleine Ereignis, das für ihn so große Folgen gehabt hatte.

„Anna, wie töricht, mich durch Dein Schweigen glauben zu machen, was Wunder für Dinge da oben passiert! Und nun ist es nichts weiter, als daß ein braves Mädcl einem frechen Patron eine passende Antwort gegeben! Anning, min Anning!“

Des Mädchens Widerstreben war dahin. Ruhig und gern ließ sie sich von den sicheren Armen des starken Mannes umschlingen. Nur leise zitterte noch die abziehende Scheu in der halb ungläubigen, halb siegesgewissen Frage: „Aber die Linde?“

„Die ist ein gutes Symbol, so lange wir schwach sind, wenn wir aber stark sind, brauchen wir so etwas nicht mehr. Das Glück der Menschen geht darüber hinaus!“

„Du, Achim, aber die andere Geschichte mit dem Amtshauptmann erzähle nicht weiter, nicht wahr? Ich schäm' mich so.“

Da nahm er ihren kindlichen Kopf zwischen seine großen Hände und küßte ihn innig. „Du Schaf, gerade! Alle Welt soll wissen, was ich für eine resolute Frau bekomme und daß der da oben, der eingebilbete Narr, von einer Goldberger Bürger-tochter einen ans Maul gekriegt hat!“

Alle Einwendungen, alle Bitten waren vergebens. Achim ließ sich von diesem Entschluß nicht abbringen. Er führte ihn vielmehr mit unheimlicher Schnelligkeit, Deffentlichkeit und Nachdrücklichkeit aus. Nach wenigen Tagen schon las Bouchholz auf dem Gesicht jedes ihm begegnenden Goldbergers, daß die Anwendung des Faustrechts von seiten Anna Lesenbergs auf ihn selbst stadtbekannt geworden war. An die Stelle der erzwungenen Achtung, des mürrischen Entgegenkommens trat plötzlich höhnischer Troß und heißender Spott, den der Angegriffene nicht mehr herauszufordern wagte. Bouchholz ging allen Menschen aus dem Wege und kümmerte sich um nichts mehr.

*

Die Lenzesonne klonn gipfelwärts. Aus allen Ritzen, durch Gras und Busch und Baum lugte der Frühling hinaus. Die Welt war so schön und lachte mit fröhlichen Menschen um die Wette. Das wollte der Frühling sehen, alles, alles, er wollte auch mit dabei sein, und forschte nach mehr, nach größeren Löchlein zum Ausgucken. Da fand er die alte große, breitästige Linde und rasch huschte er hinein.

Da drüben aber, auf dem Amt, packte heimlich und still, wie ein entweichender Winter, der alte Griesgram Koffer und Kisten und Truhen.

Und die Goldbergerinnen hatten am Brunnen, an den Straßenecken, vor den Haustüren soviel zu brähnen und klähnen, wie seit langem nicht:

„Se, denk mal blot, de oll Lind', nu bläucht s' mit 'nem Mal wedder!“

„Ja, 't is narrsch in de Welt. Un de Amtshauptmann treckt af, wi kriegen n' annern.“

„Ja, dat is ganz gewiß, Hornhardsch, den Landrieder sien Fru hett' vertellt, und de möt dat weiten.“

Im Verlage von Louis Hancke, Plau i. M.
sind ferner erschienen:

Kleinstadtleben

In der Großeltern jungen Jahren
Kulturgeschichtliche Bilder aus Mecklenburg

von Georg Wächter

Preis 1,00 Mark.

Aus der Vorzeit Plaus

Eine Sammlung aus Sage und Geschichte

Preis 10 Pfg.

Zusamföcht Wor

Gerimtes un Ungerimtes

von Otto Welkin

Preis 0,80 Mark.

Mecklenburgisches Liederbuch

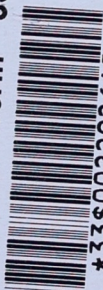
Preis 10 Pfg.

113.



A. Bode
Buchbinderei
Schwerin i. M.

LBMV Schwerin 33



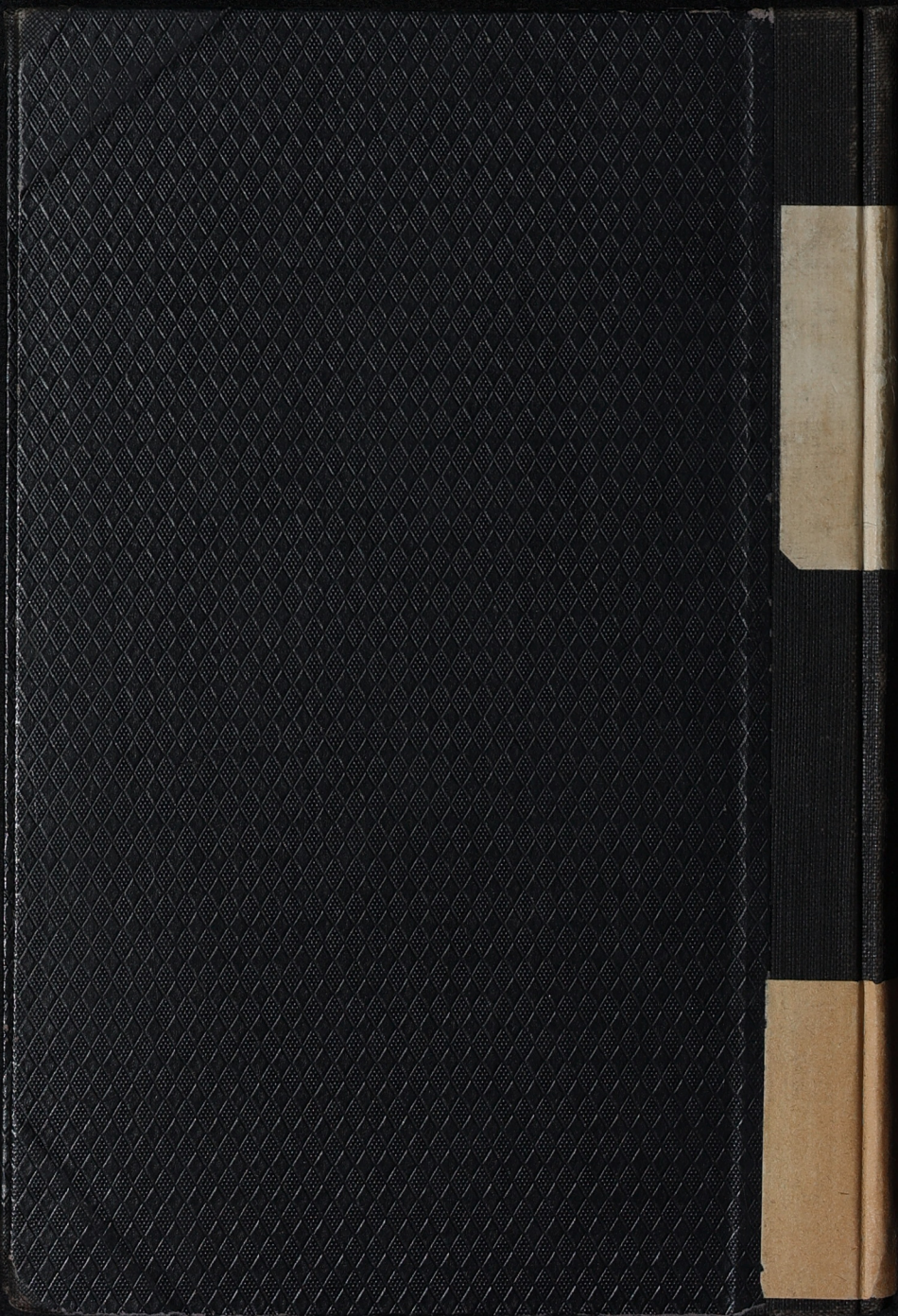
33\$002292645



LANDESBIBLIOTHEK
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker

[https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1919902201/phys_0109](https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1919902201/phys_0109)

MV
tut gut.



LANDESBIBLIOTHEK
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker

[https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1919902201/phys_0110](https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1919902201/phys_0110)

MV
tut gut.

den kindlichen Kopf zwischen
und küßte ihn innig. „Du
Welt soll wissen, was ich für
komm' und daß der da oben,
von einer Goldberger Bürger=
ul gekriegt hat!“

en, alle Bitten waren ver=
ich von diesem Entschluß nicht
ihn vielmehr mit unheimlicher
ichkeit und Nachdrücklichkeit
Tagen schon las Bouchholz
hm begegnenden Goldbergers,
des Faustrechts von seiten
ihn selbst stadtbekannt ge=
die Stelle der erzwungenen
hen Entgegenkommens trat
og und heißender Spott, den
mehr herauszufordern wagte.

Menschen aus dem Wege
nichts mehr.

*

komm gipfelwärts. Aus
ras und Busch und Baum
taus. Die Welt war so schön
jen Menschen um die Wette.
hling sehen, alles, alles, er
sein, und forschte nach mehr,
ein zum Ausgucken. Da
, breitästige Linde und rasch

inch
cm

